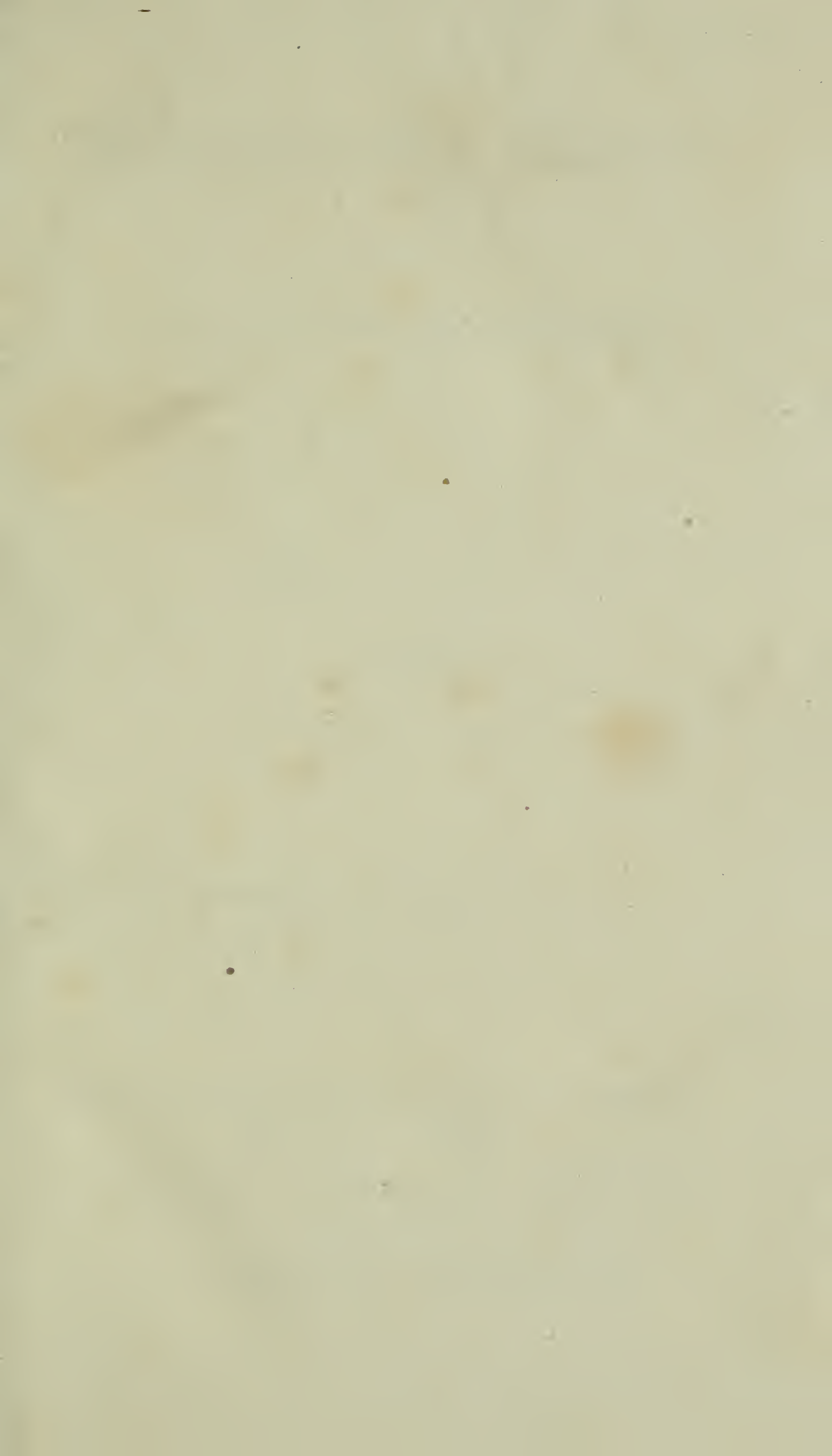
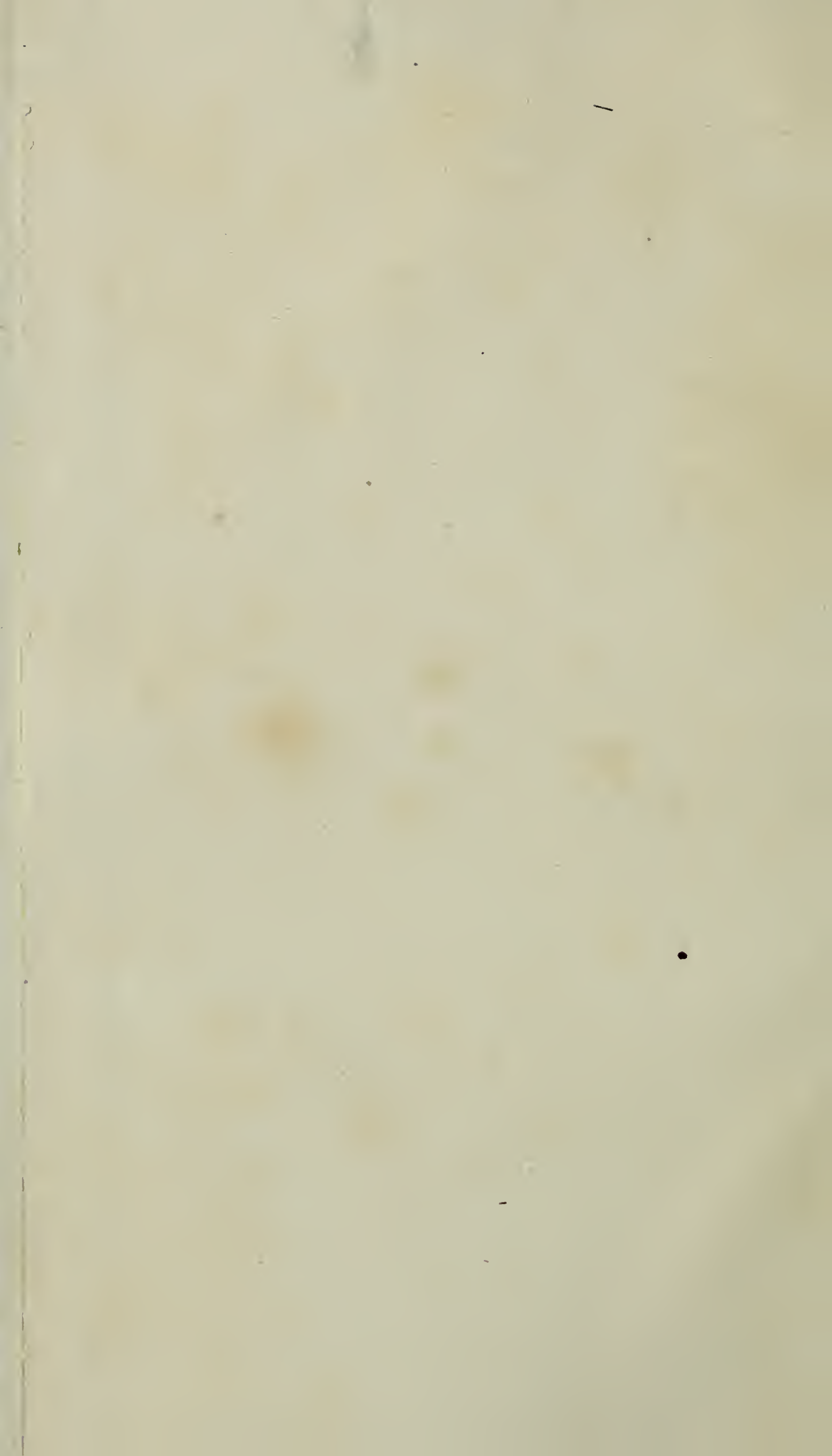






Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Fünf und vierzigster Band.

Wien, 1832.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Henriette von England,

Gemahlinn

des Herzogs von Orleans.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Mit königl. Würtembergischen allergnädigsten Privilegio.

Wien, 1832.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Leipzig,

in Commission bey August Liebeskind.

Vorerinnerung.

In den französischen Memoiren aus der Zeit vor und während der Regierung Ludwigs XIV. liegt ein Schatz von kleinen höchst anziehenden Anecdoten und Ereignissen verborgen, welche sehr passenden Stoff für historische Erzählungen und Romane geben können. Auch sind deren bereits Viele, meist von Frauenhand, aufgefunden, und Manche mit vielem Glücke bearbeitet worden. Mich hat keines dieser galanten oder zärtlichen Verhältnisse so ansprechend gedünkt, als das der unglücklichen Prinzessinn Henriette, Gemahlinn des Herzogs von Orleans, mit

dem Grafen Armand von Guiche; dieser Prinzessinn, die durch ihre eigene Liebenswürdigkeit, durch das dunkle Geschick ihres Hauses und ihr tragisches Ende so vielen Anspruch an unser Mitgefühl macht. In den Memoiren der Frau von Motteville ist einiges davon angedeutet, in denen der Frau von la Fayette wird es umständlicher, zum Theil aus dem Munde der Prinzessinn selbst erzählt, und wenn uns auf der Einen Seite das düstere Geschick der beyden Liebenden rührt, so müssen wir auf der Andern erkennen, daß sie nicht mit den oberflächlichen, lebensfrohen, flatterhaften Geistern zu vermengen seyen, wie sie der galante und wohl auch verderbte Hof Ludwigs XIV. gewöhnlich zeigt.

Eben so wenig, glaube ich, darf man den Schilderungen ganz trauen, die eben durch solche oberflächliche Geister von diesen beyden Personen gemacht wurden. Man muß sich vielmehr

an die Thatsachen halten, betrachten, wie die Liebenden eines für das andere fühlten, beherzigen, in welcher Lage sie waren, welche feindselige Gewalten ihnen entgegen wirkten, welche Prüfungen ihre Treue zu bestehen hatte, und wie sie sich darin erprobte. Wenn man dieß Alles erwägt, wird man leicht geneigt einzusehen, daß ihre Umgebungen sie nicht ganz verstanden, daß es diesen an einem richtigen Maßstabe fehlte, die Tiefe und Zartheit dieser Empfindungen zu beurtheilen, und daß in Beyder Seelen etwas Reineres und Würdigeres lebte, als sonst in galanten Hofintriguen zu finden ist.

Da die kleinen Begebenheiten, welche dieses Verhältniß characterisiren, an sich so sonderbar und poetisch sind, daß man nicht leicht etwas Anziehenderes ersinnen könnte, so habe ich mich so viel als möglich genau daran gehalten, und auch immer die Quellen angeführt, in denen ich sie gefunden; denn gera-

de ihre historische Wahrheit ist meiner Meinung nach ihr vorzüglichster Reiz. Nur Weniges ist von meiner Erfindung, und nur da, um das Ganze zu runden, um manches Ereigniß, das die Memoiren ganz unvorbereitet hinstellen, eigentlicher zu motiviren, oder, wo Lücken erscheinen, deren Ausfüllung bey den Zeitgenossen vorausgesetzt werden konnte, die uns aber als solche bleiben mußten — diese mit dem Gange der Geschichte zu vereinigen.

Vor einigen Jahren erschien derselbe Stoff, ebenfalls von Frauenhand bearbeitet, in einem Taschenbuche *). — Ich nahm aber kein Bedenken, ihn deßwegen auch, nur auf eine ganz andere Weise und unter andern Ansichten zu behandeln. Die Geschichte ist eine Quelle, woraus jedem zu schöpfen freysteht, ohne daß er den Vorwurf eines Plagiates deßwegen zu fürchten hat, weil ein Anderer früher einen ähnlichen Gedanken hatte.

*) In den Rosen für 1829, unter dem Titel: der Rubinenring.

Henriette von England.

de ihre historische Wahrheit ist meiner Meinung nach ihr vorzüglichster Reiz. Nur Weniges ist von meiner Erfindung, und nur da, um das Ganze zu runden, um manches Ereigniß, das die Memoiren ganz unvorbereitet hinstellen, eigentlicher zu motiviren, oder, wo Lücken erscheinen, deren Ausfüllung bey den Zeitgenossen vorausgesetzt werden konnte, die uns aber als solche bleiben mußten — diese mit dem Gange der Geschichte zu vereinigen.

Vor einigen Jahren erschien derselbe Stoff, ebenfalls von Frauenhand bearbeitet, in einem Taschenbuche *). — Ich nahm aber kein Bedenken, ihn deßwegen auch, nur auf eine ganz andere Weise und unter andern Ansichten zu behandeln. Die Geschichte ist eine Quelle, woraus jedem zu schöpfen freysteht, ohne daß er den Vorwurf eines Plagiates deßwegen zu fürchten hat, weil ein Anderer früher einen ähnlichen Gedanken hatte.

---

*) In den Rosen für 1829, unter dem Titel: der Rubinenring.

Henriette von England.

Erster Brief.

Fräulein von Montalais an ihre Schwester, Frau von l'Escure.

Palais-Royal im November 1666.

Als ich mich vor sechs Monathen aus dem Schooße einer geliebten Familie, aus Deiner Nähe, aus dem stillen Aufenthalte in unsern Wäldern losreißen mußte, um einer unbekannten Welt, dem Leben an einem glänzenden Hofe, und einer völligen Einsamkeit mitten unter Menschen entgegen zu gehen, von denen ich wußte, daß sie, wo nicht feindselig, doch gewiß ganz theilnahmlos auf die unbedeutende Fremde schauen würden, die unter ihnen auftrat — da, meine Schwester, war es mir sehr wehe ums Herz, und nur der Gedanke, daß mein Eintritt ins Hofleben mir und vielleicht euch Allen nützlich seyn könnte, hielt meinen sinkenden Muth aufrecht. Wie ich

Alles gefunden, wie die Umgebungen auf mich gewirkt, haben Dir meine frühern Briefe gesagt. Es brauchte eine Weile, bis ich mich zurecht fand. Indessen — es ging, und so wie ich mich allmählig heimischer hier fühlte, gewann auch die Welt um mich an Reiz und Interesse, und ich fand besonders mit jedem Tage mehr Ursache, mir Glück zu wünschen, daß keine Schwärmerey meinen klaren Blick umnebelt hatte, daß ich Alles um mich her deutlich erkennen, und mein Betragen zweckmäßig darnach einrichten konnte. Der gute Marschall Grammont, dessen Fürsprache mir, der Tochter seines alten Waffengefährten, den Platz als Hoffräulein bey Madame Henriette von England verschafft hatte, versichert mich auch, so oft er mich sieht, daß ich seiner Empfehlung Ehre mache, und ermuntert mich so fortzufahren, wie ich begonnen habe.

Meine Gebietherinn ist überhaupt gnädig und freundlich gegen Alle, die sie umgeben. Sie war es auch gegen mich; aber Du, eine Tochter des Hauses Montalais, wirst es weder unpassend noch anmaßend finden, wenn ich Dir sage, das genügt mir nicht. Ich will nicht mit dem Trosse dieser flüchtigen dienenden Geschöpfe vermengt werden, die bestimmt scheinen, wie bunte Schmet-

terlinge in voller Pracht der Farben, sich im Sonnenschein des königlichen Glanzes sehen zu lassen, zu flattern, zu prangen und zu verschwinden. Ich will mehr, ich will von Madame bemerkt und ihr näher gestellt werden. Das aber, so hat ein richtiger Blick in die Verhältnisse mich überzeugt, kann ich nur dadurch erreichen, daß ich ihr nothwendig, daß ich ihr unentbehrlich werde, und darauf muß ich nun mein Augenmerk richten.

Madame ist höchst anziehend und liebenswürdig, ohne gerade eine vollkommene Schönheit zu seyn; ja wir, ihre Frauen, die sie an der Toilette umgeben, sind sogar in das Geheimniß eingeweiht, daß ihr Wuchs, so schlank und hoch er ist, nicht ganz tadellos genannt werden kann. Indessen schadet das dem Eindruck nicht, den ihre Gestalt, durch den gewähltesten Putz verschönert, auf Jeden macht, der sie erblickt *). Sie ist überdieß sehr jung, gutmüthig, und außer in einigen seltenen Augenblicken, wo die Krankheit ihres Vaterlandes, ein gewisser Spleen, sie zu überfallen scheint, auch ganz so frohsinnig, so beglückt durch Zerstreuungen, Putz und Unterhaltung, wie man es nur immer von einer Fürstinn in ih-

*) S. Memoires de Madame de Motteville.

ren Jahren, ihrem Reiz und ihrer Stellung am Hofe erwarten kann. Ihr Herz hat bisher noch keine Stimme gehabt. Sie hat Monsieur, mit dem sie, wie mit seinem Bruder, dem König, in vertrautem Umgange beynahe aufgewachsen ist — möchte ich sagen — ihre Hand gereicht, ohne ihn zu lieben. Doch ist sie ihm herzlich gut, und hat mehr Begriffe und Achtung für ihre Pflicht, als man einer so jungen Prinzessinn zutrauen sollte. Es würde also nur auf Monsieur ankommen, dem Hofe und der Welt das seltne Beyspiel einer guten Ehe in seinen Verhältnissen zu geben, wenn irgend ein Sinn für etwas solches, oder überhaupt für etwas Ernsteres in seiner Seele läge. So wie die Sachen jetzt stehen, geht er seinen Liebschaften nach, die ihn in flüchtigem Wechsel flüchtig beschäftigen, und kümmert sich nicht viel um das Herz seiner Gemahlinn.

Um so lebhafteren Antheil scheint der König an seiner ehemahligen Jugendgespielinn und jetzigen Schwägerinn zu nehmen. Er ist voll Aufmerksamkeiten für sie, er weiß immer neue und anziehende Unterhaltungen zu ersinnen, und sie bald damit zu überraschen, bald an seinen Planen Theil nehmen zu lassen, wobey sie sich denn täg=

lich und oft mehrmahls in einem Tage sehen*). Es ist nicht zu verwundern, wenn diese ritterliche Galanterie und zarte Freundschaft eines jungen, geistreichen, schönen Mannes, der noch überdieß König von Frankreich ist, auf das jugendliche Herz der liebenswürdigen Frau Eindruck macht, das endlich doch erwachen, seine Stimme erheben, und da es sich von dem vernachläßigt fühlt, dem es eigentlich angehören sollte, sich zu demjenigen wenden wird, der es zu verstehen und seinen Werth einzusehen scheint. Wenn nun dieser Zeitpunct eintritt, dann sollen meine Saaten grünen; Madame wird eine Vertraute bedürfen, die Aufträge besorgt, geheime Unterredungen möglich macht u. s. w. kurz wir wollen sehen, was sich dann thun läßt. Übereilt darf hier nichts werden, das erkenne ich, aber leise und unbemerkt zum Ziele hinwirken muß ich, wenn ich es je erreichen will.

Eine Person ist auch noch in den Cirkeln des Hofes seit Kurzem erschienen, die zu bedeutend ist, um nicht erwähnt zu werden — der Graf von Guiche, der Sohn unsers Beschützers, des Marschalls von Grammont, und der erklärte Liebling

---

*) S. Memoires de Madame de Motteville.

und Freund Monsieurs *). Er ist von einer Reise in Spanien, wohin ihn sein königlicher Gönner in Familienangelegenheiten geschickt hatte, zurückgekommen. Seine Ankunft hat unter den Damen des Hofes eine große Bewegung verursacht, Aller Blicke haben sich auf ihn gerichtet, Aller Herzen nähren Wünsche, und Aller Köpfe entwerfen Plane, um diesen — wie es heißt, schönsten, liebenswürdigsten, tapfersten und unwiderstehlichsten Mann **) am Hofe in ihre Netze zu ziehen, und sich mit der Eroberung eines solchen Alcibiades unserer Zeit Ruhm und Neid zu erwerben.

In Deinen ländlichen Umgebungen kannst Du Dir gar kein Bild von der Unruhe entwerfen, die dieses Menschen Anwesenheit in unsern Kreisen erregt hat. Wie ein neues wunderbares Gestirn, das sich plötzlich am Himmel zeigt, ist er das Ziel aller Beobachtungen, der Inhalt aller Gespräche; denn da er längere Zeit von hier abwesend war, und die Umgebungen unserer Gebietherinn meist seit seiner Abreise eingetreten sind, so war er uns Allen und der Prinzessinn selbst ei-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.
**) Ebendaselbst.

ne neue und überraschende Erscheinung. Sie hatte ihn vorher nie gesehen, und ich konnte, da ich hinter ihrem Stuhle stand, als er ihr vorgestellt wurde, wohl bemerken, daß seine Gestalt, so wie der Ausdruck einer sehr bedeutenden Persönlichkeit, der sich bey ihm in Haltung, Blick und Geberde ausspricht, sie einiger Maßen frappirte. Als er meinen Nahmen durch die Prinzessinn selbst vernommen hatte, kam er später, nachdem er ihr seine Ehrfurcht bezeigt, mit achtungsvoller Freundlichkeit auf mich zu, sagte mir, daß sein Vater ihm von mir und meiner Familie sehr vortheilhaft gesprochen, daß er mit wahrer Rührung meines Vaters, als seines alten Kriegskameraden, erwähnt habe, und fügte noch einige jener Artigkeiten hinzu, die den Herren von Welt nichts kosten, und die denn, wer klug ist, auch als das betrachtet, was sie sind, schimmernde Rechenpfennige, die man sich wohl hüthen muß, für baares Geld anzusehen. Indessen war ich zufrieden mit der Art, wie er sich gegen mich benahm, und konnte wohl bemerken, daß manche der anwesenden Damen sich im Stillen über des Grafen schlechten Geschmack und mein unverdientes Glück wunderte und ärgerte.

Zweyter Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais=Royal im November 1666.

Laß Deine Besorgnisse fahren, liebste Schwester, die Du in Deinem letzten Briefe geäußert hast, und fürchte nichts für die Ruhe meines Herzens von der Nähe unsers Allbesiegers. Ich sehe viel zu klar, und bin viel zu genau mit allen Verhältnissen rings um mich her, so wie mit meinen eigenen bekannt, als daß ich je auf den Gedanken verfallen könnte, die Aufmerksamkeit eines Grafen Guiche auch nur für einige Zeit auf mich zu lenken, oder wohl gar mein Herz an ihn zu verlieren. Das arme Fräulein aus der Bretagne, das, außer einem uralten Stammbaum, gar keine Gabe des Glückes, und in der mittelmäßigen Gestalt kaum Eine der Natur aufzuweisen hat, kann wohl als die Tochter von dem Jugendfreun=

de seines Vaters hier und dort einen freundlichen Gruß von ihm erhalten, darf vielleicht auch einmahl seine Protection ansprechen, aber es weiß sich zu bescheiden, und hat es längst eingesehen, daß auf dem Felde der Liebenswürdigkeit keine Lorbeern für dasselbe wachsen. Doch sage ich nicht, daß ich ganz auf diese ehrenden Zweige verzichte, die ja auch auf andern Wegen zu gewinnen sind.

Ich finde Graf Guiche mit allen Personen des Hofes schön, wohlgewachsen, edel in seinem Benehmen, voll Anstand und feiner Sitte. Aber ich sehe auch — was wohl nicht Jeder sieht — daß er ungeheuer eitel, und von seinen Vorzügen mehr als Jemand auf der Welt überzeugt ist. Darum traue ich ihm auch kein wahres Gefühl zu, und darum kann ich auch an eine Erscheinung nicht glauben, an welche übrigens der ganze Hof glaubt — und das ist seine auffallende Leidenschaft für Frau von la Chalais, welche eben so plötzlich als ohne zureichenden Grund, wie mir scheint, entstanden ist. Denn Frau von la Chalais hat gar keinen Vorzug für sich aufzuweisen, als eine geistlose Schönheit, die durch keine Anmuth und keinen Witz unterstützt wird *).

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Freylich kann man mir einwenden, die Liebe lasse sich nicht berechnen, sie sey blind — (hier müßte sie eigentlich taub seyn) — und über den Geschmack lasse sich nicht streiten. Ich gebe das alles zu, aber ich begreife doch des Grafen Leidenschaft nicht. Was das für ein Prunkmachen mit Aufmerksamkeiten, mit ritterlicher Ergebenheit, mit galanter Dienstfertigkeit ist! Und sie bleibt nicht hinter ihm zurück; der Hof muß es wissen, ganz Paris muß es wissen, daß der schöne Graf von Guiche die Fesseln der schönen Frau von la Chalais trägt! Fehlt der Graf, wenn die Marquise bereits im Sallon ist, so wird gespäht, gefragt, ein Bothe nach dem andern in das Vorzimmer, in die Nebengemächer gesendet, um zu forschen, ob er noch nicht gekommen, und wo er sich aufhalte? Die ganze Gesellschaft muß ihre zärtliche Unruhe erfahren, theilen, und damit gelangweilt werden. Kommt der Ersehnte endlich, so fliegt ihm ein feuriger Blick, ein Wink der schönen Hand schon an der Thüre entgegen, und er — merke wohl! — er, der feine und sonst so gewandte Hofmann, nimmt sich kaum die Zeit, um Monsieur und Madame seine Ehrfurcht geziemend zu bezeigen, dann fliegt er hinter den Stuhl seiner Dame, steht dort wie festgezau=

bert, und scheint nur Augen für ihre Schönheit, nur Ohren für ihr, wahrlich albernes, Geplauder zu haben. Auf Bällen ist er ihr Tänzer, beym Caroussel erscheint er mit ihren Farben, und trägt so seine Dienstbarkeit und heiße Leidenschaft recht eigentlich zur Schau. Dafür wird er auch von Jedermann am Hofe geneckt, Monsieur und Madame nicht ausgenommen, und es scheint, als mißfalle ihm dieß nicht, ja er gibt wohl, wenn sonst Niemand daran denkt, selbst Anlaß zu solchen kleinen Sticheleyen und Scherzen, die er dann mit einer Verlegenheit oder mit Entschuldigungen hinnimmt, welche zu gesucht aussehen, als daß man sie dem geistreichen Höflinge glauben sollte.

Daß ich es nicht allein bin, welche hier Zweifel hegt, bewies mir ein Gespräch, welches neulich zwischen Madame und dem Herzog von Bukingham, ihrem erklärten Verehrer, in meinem Beysen statt hatte. Du weißt, daß dieser Herr die Schwester seines Königs bey ihrer Hierherkunft aus England begleitete, und sich bis jetzt noch nicht hat entschließen können, sich aus dem Zauberkreise zu entfernen, der die angebethete Herrinn umgibt *). Auch diese Leidenschaft wird

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

offenbar gezeigt, Madame erwiedert sie nicht, sie lacht vielmehr darüber, indessen sieht sie doch anders aus als die des Grafen Guiche, vielleicht mitunter darum, weil der Gegenstand derselben sie besser rechtfertigt. Nun dieser Bukingham, der, jene Thorheit ausgenommen, ein sehr verständiger Mann voll Welterfahrung ist, äußerte sich vor einigen Tagen, als im Sallon der Prinzessinn die Rede auf die Frau von la Chalais, ihre Fehler und guten Eigenschaften kam, daß er sie weder schön noch einnehmend finden könnte. Es ward eine Weile darüber gestritten, endlich nahm Madame das Wort, indem sie sagte: Es wird so viel über die Schönheit und Liebenswürdigkeit dieser Frau abgesprochen. Mich dünkt doch, die heiße Leidenschaft, welche sie im Stande war, dem Grafen von Guiche einzuflößen, beweiset sehr für ein wahres Verdienst.

„Das scheint mir, mit Eurer Hoheit Erlaubniß," erwiederte der verliebte Britte, „nicht so entschieden. Ich glaube nicht an diese heiße Leidenschaft, oder wenigstens nicht an ihre Dauer."

Seltsam! Ihr läugnet, was Jedermann bemerkt, ja behauptet.

„Es ist möglich, daß meine Forderungen an weibliche Schönheit und Liebenswürdigkeit zu

hoch gespannt sind," versetzte Bukingham seufzend, „es ist auch möglich, daß ich eben darum schärfer sehe, und so behaupte ich, daß an diesem Hofe eine Frau, wie die la Chalais einen Mann, wie Graf Guiche, einen der glänzendsten, und was mehr sagen will, einen der edelsten Männer, nicht auf die Dauer fesseln kann, wenn sie ihm auch einmahl flüchtig zu gefallen im Stande war, was mir noch nicht ausgemacht erscheint."

Es sollte Euch schwer werden, diesen Satz zu beweisen.

„Mit nichten. Ich achte den Grafen sehr hoch, ich bin überzeugt, daß sein Urtheil so wie sein Geschmack sehr richtig sind, und so kann ich nimmermehr glauben, daß er sich im vollen Ernste nach einer Wiesenblume bücken, sie hegen und lieben werde, wenn es ihm vergönnt ist, täglich die Pracht der Rose zu bewundern *)."

Ach! rief die Prinzessinn, daß ich auch einen Streit mit Euch anfangen mochte! Ich hätte es im Voraus wissen sollen, Ihr würdet tolles und ungehöriges Zeug vorbringen. Mit diesen Worten, bey welchen der Ton des Scherzes den wirk-

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

lichen Unwillen, den sie empfand, nur halb versteckte, wandte sie sich zu Madame de la Fayette, die neben ihr saß, und ließ das Gespräch über den Grafen und seine Dame fallen. Ich aber merkte mir es wohl, und theile es dir hiermit als einen Beleg zu meinen Ansichten mit.

Dritter Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris im Jänner 1667.

Es ist lange, liebe Freundinn, seit ich Dir zuletzt geschrieben habe. Aber was hätte ich auch schreiben können! Die Welt um mich ist immer dieselbe, und nur hier und dort wird in den Guckkasten ein neues Bild eingeschoben, so daß zwischen den vielen bekannten einmahl eine fremde Figur erscheint. Eigennützige Absichten, Hoffnungen und Wünsche liegen im Grunde verborgen, Zerstreuungen, Putz, Schimmer, Pracht und Vergnügen machen die äußere Hülle aus, und das Auge des Beobachters sieht mit geringen Abstufungen fast in jedem Herzen dieselben Erscheinungen. Es ist immer das liebe Ich, das bey Allen den Vorsitz führt, und bey Allen al-

lein berücksichtigt werden will. Zuweilen belustigt es mich, so gleichsam hinter den Coulissen stehend, das innere Triebwerk des bunten Schauspiels zu betrachten, zuweilen, und das ist der öftere Fall, erregt es mir lange Weile, und manchmahl sogar Unwillen, wenn ich sehe, wie flach und alltäglich Alles aufgefaßt, wie obenhin Alles beurtheilt wird, und wie das Bessere, Höhere so wenig Anklang in diesen Weltmenschen findet. Sie ahnen sein Daseyn gar nicht, und gewinnen, ihre kurze Elle an jede Erscheinung legend, nur das lieb, was sich mit jener ausmessen läßt. Dann flüchte ich mich gern aus dem Geräusche in meine einsame Wohnung zu den Gestalten meiner Phantasie, rufe diese um mich zusammen, und suche in diesen Schattenbildern eine Realität für mein Gefühl, welche mir jene glänzenden Versammlungen nicht biethen. So wird das Geträumte für mich zur Wahrheit, während ich jene schale Wahrheit gern für einen nichtigen Traum halte.

Einen Beleg zu jener Betrachtung über das unstatthafte Urtheil der Welt, geben mir zwey der bedeutendsten Erscheinungen, welche in den Cirkeln des Hofes seit kurzem aufgetreten sind. Von diesen ist die erste und wichtigste Madame

Henriette von England, Schwester des Königs von Großbrittanien, und jetzt Gemahlinn des Herzogs von Orleans; die zweyte, ein junger Graf von Guiche, Sohn des Marschalls von Grammont. Wenn mich nicht Alles trügt, was ich von jeher an Welt- und Menschenkenntniß gesammelt habe, so stehen diese beyden Personen viel höher als alle Übrigen, die sie umgeben, und die gar nicht im Stande sind, sie zu begreifen.

Du kennst Madame, und hast öfters von ihr sprechen gehört. In der Blüthe der Jugend und des Reizes, dem ersten Throne Europa's nahe gestellt, von Freuden und Zerstreuungen umgaukelt, von Schmeicheley, von wahren oder geheuchelten Huldigungen beynahe übertäubt, von glänzenden Beyspielen einflußreicher Frauen umgeben, die an diesem Hofe bedeutende Wirksamkeit errungen hatten, wäre es wohl ein Wunder, wenn sich entweder die jugendliche Seele widerstandslos an alle jene Verlockungen verlöre, und das Bessere in ihr sich in Eitelkeit und Nichtigkeiten wie bey den Meisten auflösete, oder wenn sie, ihrer siegreichen Liebenswürdigkeit und des mächtigen Einflusses sich bewußt, den ihr ihre Stellung am Hofe gibt, den Wunsch zu nähren anfinge, sich jener Mittel zu bedienen,

um zu herrschen, und Begebenheiten und Menschen rings um sie her nach ihrem Willen zu lenken?

Das sind auch die gewöhnlichen Vorstellungen, unter welchen sich die Persönlichkeit dieser Frau in den Gemüthern ihrer Umgebung abspiegelt. Die Einen halten sie für vergnügen- und gefallsüchtig, und glauben, daß, sich zu putzen, zu unterhalten und Herzen zu erobern, der einzige Zweck und Inhalt ihres Lebens sey; Andere, die ihren richtigen Verstand erkennen, und ihr öfters ernstes Wesen mißverstehen, trauen ihr weitaussehende Plane zu, für welche sie sich ihrer Liebenswürdigkeit, als eines unfehlbaren Mittels bedient. Ich höre alle diese Vermuthungen, diese Vorhersagungen der dünkelvollen Weisheit, und denke im Stillen ganz etwas Anderes, und glaube etwas viel Tieferes, Würdigeres durch allen flüchtigen Tand aus ihrem Innern hervorschimmern zu sehen. Sie ist die Enkelinn Heinrich des Vierten von Frankreich, die Tochter Carl des Ersten von England, die Schwester Carl des Zweyten, der, nur durch auffallende Wunder der Allmacht, seinen erbitterten Feinden und dem Tode auf dem Schaffot, welchen sein Vater starb, entging. Sie selbst hat

mit ihrer königlichen Mutter Unsägliches ausgestanden, und endlich nur außer der geliebten Heimath, in Frankreich Zuflucht gefunden. Hier in diesem Lande, wo ihr Großvater durch Meuchelmord gefallen war, lebte die Tochter und zuletzt die Waise des enthaupteten Carls in Dunkelheit und Stille, bis ihr jugendlicher Reiz, ihre Tugenden, oder vielleicht der Glückswechsel, der ihrem Bruder endlich wieder den Thron seiner Ahnen verschafft hatte, den verstorbenen Cardinal Mazarin bewog, sie dem Herzoge von Orleans zur Frau zu geben *).

Wenn ich mir dieß Alles zurückrufe, und dessen wahrscheinliche Wirkung auf das Gemüth dieser Fürstinn erwäge, kann es mich dann wundern, wenn ich zuweilen eine sehr ernste Bemerkung von ihr vernehme, oder einen trüben Ausdruck gewahre, der, gleich einem Wolkenschatten an einem heitern Sommertag über die blühende Flur — mitten in Geräusch und Freude über die anmuthigen Züge läuft, und sie auf kurze Zeit verdüstert?

Vielleicht sind die Ursachen dieses augenblicklichen Trübsinns noch in etwas Näherem zu su-

---

*) S. Memoires de Madame. de Motteville.

chen. Ihre Ehe scheint sich nicht glücklich zu gestalten. Monsieur fühlt keine Liebe für sie, er vernachläßigt sie sichtbar, hat keinen Sinn für ihre Vorzüge, flattert bey unzähligen Schönheiten herum, die in jedem Betrachte tief unter seiner Gemahlinn stehen, und maßt es sich denn doch an, aus Eitelkeit eifersüchtig zu seyn. Die ersten Wirkungen dieser höchst selbstischen Leidenschaft zeigten sich gegen den armen Herzog von Buckingham, dessen abgöttische Liebe zu der Schwester seines Königs sich wirklich mehr lächerlich als gefährlich äußert. Madame hatte manche sehr unangenehme Scenen mit ihrem Gemahle deswegen, und fand endlich nur dann Ruhe, als sie ihrem Bruder geschrieben, und ihn ersucht hatte, den Herzog abzurufen *). Jetzt scheint sich ein Ungewitter von ernsterer Art über ihrem schuldlosen Haupte zu sammeln. So wenig Aufmerksamkeit ihr ihr Gemahl widmet, um desto lebhafter sehen wir ihren erlauchten Schwager, den König, sich für seine liebenswürdige Verwandte interessiren, und die unverhohlene Achtung eines Mannes, der auch ohne den Glanz seiner Krone jedes Frauenherz zu entzünden fä-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

hig ist, muß Eindruck auf ein jugendliches Gemüth machen, das allem Schönen und Edeln offen steht. Wie leicht ist es, daß jugendliche Unbesonnenheit, Liebe zum Vergnügen, Überredung oder Beyspiel sie zu Schritten hinreißen, die bey aller Reinheit ihres Gefühls, bey aller Schuldlosigkeit ihrer Absichten, falsch aufgegriffen, mißdeutet, und zu Waffen gegen sie gebraucht werden können! *) Der König ist galant; die Königinn zur Eifersucht geneigt! weil sie ihren Gemahl wirklich liebt; Monsieur, weil er den Schatz, den er nicht achtet, keinem Andern gönnt, und Anna von Österreich denkt strenge und war der Verbindung ihres zweyten Sohnes mit der Engländerinn nie günstig. Ich fürchte aus allen diesen Gründen sehr für die Ruhe dieser Frau, und wünschte, daß sie sich etwas vorsichtiger benähme.

Nun komme ich zu der zweyten bedeutenden Erscheinung an unserem Hofe, zum Grafen von Guiche. Er ist aus einer bedeutenden Familie, ein ausgezeichneter Offizier, und der erklärte Liebling Monsieurs, der ohne ihn nicht leben, oder wenigstens kein Vergnügen schmackhaft finden kann. Du kennst ihn nicht, aber Du traust der

*) S. Memoires de Madame de Motteville.

bejahrten Freundinn Beurtheilung und ruhiges Gefühl genug zu, um das, was ich Dir jetzt sagen werde, nicht für den Erguß einer verborgenen thörichten Neigung zu halten. Und so sage ich Dir; nach meiner Meinung ist Graf Guiche nicht bloß einer der schönsten Männer am Hofe — das ist nur ein äußerliches Verdienst, — sondern ich halte ihn für einen der edelsten Menschen, dessen eigentlicher Werth, und welche Tiefen sein Gemüth verschließt, von der Welt nicht erkannt wird. Wie sie Madame gefallsüchtig, launenhaft oder herrschsüchtig nennt, so sieht sie in Graf Guiche nur den eiteln, flüchtigen, und durch seine Stellung zu Monsieur übermüthig gewordnen Mann. Mir scheint ein gewisser edler Stolz im Grunde seiner Seele zu liegen, der ihm, trotz seines Verhältnisses zum Herzoge, Unabhängigkeit sichert; und eine solche Denkart ist so wahrscheinlich, als eines rechtlichen Mannes würdig. Auch stimmt sie mit manchem Andern überein, was ich an ihm bemerkt habe, mit manchem Zuge von Großartigkeit und ritterlichem Wesen, so wie mit mancher Anecdote, die mir aus seiner frühern Jugend und Kindheit, durch eine gemeinsame Freundinn, die ihn in seiner Ältern Haus kannte, erzählt wurde, und die ein tiefes

und heftiger Liebe fähiges Gemüth characterisirt. Indessen bin ich auch hier weit entfernt, Alles zu loben, was und wie es Graf Guiche thut. Auch er ist jung, geschmeichelt, vom Glücke verwöhnt, von Hofgunst geblendet. Aber wie Viele, die ihn jetzt beneiden und darum lästern, würden sich an seinem Platze so behaupten, wie Er thut?

Kurz, ich sage Dir, ich hege eine ganz andere und viel bessere Meinung von diesen beyden Personen, als die Welt, und will nur Eines wünschen und zu Gott hoffen, daß sie sich nicht einst zu nahe kommen, und daß ihre gegenseitigen Vorzüge sie nicht in eine gefährliche Stellung bringen mögen.

Vierter Brief.

Fräulein von Montalais an Frau von l'Escüre.

Palais-Royal im Aprill.

Bald, meine liebste Schwester, wird die Zeit kommen, von der ich Dir in einem meiner vorigen Briefe meldete, ja sie ist eigentlich schon da, wo ich Dir bedeutendere Dinge zu erzählen haben werde, als bloße Beschreibungen von Festen, Balleten oder Spazierfahrten, oder von ewig wiederkehrenden Intriguen und Klätschereyen, wie sie das Leben in der Nähe des Thrones darbiethet. Bedeutendere Bewegungen zwischen den hohen Personen fangen an sich zu erheben; die scheinbare Ruhe und Harmonie, in welcher bisher die königliche Familie gelebt hatte, macht dem unentfliehbaren Einfluß von Leidenschaften Platz, und bald wird es mir vergönnt

seyn, einige Faden des verschlungenen Gewebes zu ergreifen.

Des Königs Freundschaft und galante Aufmerksamkeit für Madame, die Gleichheit ihres Geschmackes, die Lebhaftigkeit ihrer Gespräche, die Freude an jugendlicher Lust, welche beyde beseelt, vielleicht auch, was mir sehr wahrscheinlich ist, eine im Stillen aufkeimende Liebe — alles dieß hatte schon seit einiger Zeit Bemerkungen und schärferes Auflauern bey manchen Menschen erregt. Dienstfertige Zwischenträgerey mag auch geschäftig gewesen seyn — kurz, die Königinn fing an, Verdacht zu schöpfen, Monsieurs Eitelkeit wurde aus dem Schlummer geweckt, und beyde suchten nun, jene gegen den König, ihren Gemahl, dieser gegen Madame durch Stichelreden und versteckte Vorwürfe zuerst dem innern Groll Luft zu machen. Als dieß nicht viel, oder gar nichts fruchtete, und die gemeinschaftlichen Jagdpartieen, vor allem aber die abendlichen Spazierfahrten nicht unterblieben, an welchen zwar immer ein großer Theil des Hofes Antheil nahm, aber der König sich meistens im Wagen Madame's und sehr oft tête à tête mit ihr befand; da schwoll denn endlich Monsieurs Zorn, und er beklagte sich bey der Köni-

ginn Mutter über das Benehmen seiner Frau und seines Bruders *). Nun war Feuer im Dache. Anna von Österreich nahm die Sache mit Spanischem Ernst und Spanischem Stolze. Madame wurde gerufen, ihr eine lange Predigt gehalten, und sogar der König bekam einige — wiewohl gelindere mütterliche Zurechtweisungen **). Meine Herrinn kam erhitzt, außer sich in ihr Apartement zurück, und aus der Heftigkeit, womit sie die Vorwürfe ihrer Schwiegermutter aufgenommen, leuchtete mir zuerst die Wahrscheinlichkeit ein, daß sie nicht ganz unverdient gewesen seyen. Dem sey nun wie ihm wolle, sie fühlte sich gekränkt, gemißhandelt — sie wollte im ersten Augenblicke sich ganz entfernen, zu ihrer Mutter nach Colombes oder nach Val de Grace flüchten — dort einsam leben, und allen Freuden der Welt Lebewohl sagen. Ja, dieser erste Augenblick hielt sogar länger an, als ich es für möglich gehalten hätte. Endlich kam ihre Mutter, die verwitwete Königinn von England, von ihrem Landsitze nach Paris, wahr-

*) S. Memoires de Madame de Motteville.

**) S. Memoires de Madame de la Fayette und Motteville.

scheinlich durch die Klagen der Tochter, oder von Monsieur, dem bange zu werden anfing, berufen. — Diese sprach zum Frieden, sie beschwichtigte der Tochter aufgeregtes Gemüth, sie redete Monsieur zu, sie hatte endlich eine lange Unterredung mit der Königinn Mutter, und der Sturm fing an sich zu legen. Das alte freundliche Verhältniß zwischen den erlauchten Personen ist zum Schein hergestellt. Monsieur hat seiner Eifersucht Stillschweigen auferlegt, die Königinn, deren Besorgnisse aus einem wirklich liebenden Herzen kamen, ist durch ihres Gemahls verdoppelte Aufmerksamkeit für sie beruhigt und beglückt, und er reitet, jagt und fährt nicht mehr so oft mit seiner schönen Schwägerinn. Diese aber ist seit jenem Sturme nicht mehr die Vorige. Es ist ein Ernst, eine Zurückhaltung über sie gekommen, die ihr nicht natürlich sind. Sie vermeidet auffallend jede Gelegenheit mit dem Bruder ihres Gemahls allein zu seyn, und hat bald hier, bald dort eine Entschuldigung in Bereitschaft, um sich von den Unterhaltungen auszuschließen, an denen der übrige Hof Antheil nimmt. Ich glaube in Allem diesen das aufgeschreckte Bewußtseyn zu erkennen, mit dem sie die Entdeckung machte, daß ihr Schwager ihrem Herzen

näher stehe, als ihr Mann. Wenn das so ist, wie ich nicht zweifeln kann, so wird eben diese Angst, dieser vergebliche Kampf eine Leidenschaft vermehren, die noch Niemand mit Erfolg bestritten hat, und die wie ein Antäus sich aus jeder Niederlage mit größerer Stärke wieder erhebt. Dann werden Rückfälle eintreten, man wird sich nach ungestörter Unterredung mit dem theuern Freunde sehnen, den man so schmerzlich entbehrt, und da man überall Lauscher und Späher zu fürchten hat, so wird eine vermittelnde Person, welche verschwiegen und unternehmend zugleich wäre, sehr nothwendig werden. So laß uns klug seyn, und den günstigen Augenblick wohl in Acht nehmen! Lebe wohl!

Fünfter Brief.

Prinzessinn Henriette von England an ihre Mutter, die verwitwete Königinn.

St. Cloud, im May.

Warum, meine theure, innig verehrte Mutter, mußten die Absichten der Höfe, oder vielmehr die Fügungen des Himmels, die wir freylich als den eigentlichen Grund alles dessen, was uns Gutes oder Böses geschieht, ansehen müssen — warum mußten diese Fügungen es so wollen, daß ich aus meiner stillen Einsamkeit und aus Euren Armen gezogen wurde, um an diesem, von so vielerley und so feindseligen Bewegungen erfüllten Hofe zu leben? Ach, in manchen Stunden trüben Nachdenkens möchte ich lieber fragen: Warum hat uns ein grausames Schicksal gezwungen, unsere heimathliche Insel zu fliehen, und

in einem fremden Lande, bey einem fremden Volke Hülfe und Schutz zu suchen? Und dann verirrt sich der klagende Geist noch weiter, und ein entsetzliches Bild steigt vor mir empor, und das grausame Geschick, das von allen Regentenhäusern des Erdbodens nur allein das unglückliche Haus der Stuarte getroffen, fordert meine Thränen und meinen Schmerz, obgleich ich damahls, wie jener erschütternde Schlag gefallen, ein kleines Kind und unfähig war, die Bedeutung wie die Folgen jener Begebenheit einzusehen.

Eine kurze Zeit war es mir hier sehr wohl gegangen. Ein täuschender Schleyer von Freundlichkeit, Zuvorkommung und Nachsicht lag über Allem ausgebreitet, was mich bey meinem Eintritt in die glänzende Nähe des Thrones umgab. Er verbarg meinem getäuschten Auge die häßliche Brut des Neides, der Bosheit, Eigensucht, Kleinlichkeit, die ich jetzt wie garstiges Gewürme überall hervorwimmeln sehe. Meines reinen Willens, meiner innern Ruhe und meiner wahrhaften Zuneigung zu dem Manne mir bewußt, dem ich vor Gottes Angesicht Treue gelobt hatte, überließ ich mich ohne Bedenken dem heitern Zuge jugendlicher Freude, und genoß furchtlos jedes unschuldige Vergnügen, das sich mir darboth,

Ach, wie wenig ahnete ich, was daraus entstehen sollte! Nun, Ihr wißt, theure Mutter, wessen Allen man mich beschuldigt hat, und woran ich auch mit keinem Gedanken dachte.

Man hat seitdem mir Erklärungen gegeben, Ausgleichungen vorgeschlagen, da meine Unschuld sonnenklar dastand. Man begegnet mir wieder mit der vorigen Freundlichkeit. — Ich sehe aber jetzt schärfer, meine Augen sind ungemein geöffnet worden, ich habe meine Leute kennen gelernt, viel besser, als sie es meiner Jugend zutrauen mögen — und Eine Entdeckung ist es besonders, die ich aus diesem Sturme davon getragen habe, und die meinen Verhältnissen eine völlig veränderte Gestalt gibt. Ich weiß nun bestimmt, daß Monsieur nicht allein mich nicht liebt, sondern Niemand, daß er gar keines wärmern Gefühls, ja nicht einmahl einer eigentlichen Zuneigung fähig ist. Wohl habe ich — und ich darf jetzt sagen: Gott sey Dank dafür! — nie eine heißere Liebe für ihn gefühlt; indessen glaube ich doch, wenn er für irgend ein Wesen außer sich selbst Sinn und Wärme haben könnte, so würde sich, bey meinem redlichen Willen, eine innige, auf Hochschätzung gegründete Freundschaft zwischen uns haben erzeugen,

und unsere Ehe recht glücklich machen können. Das ist nun vorbey, und nicht bloß durch seine Gleichgültigkeit, sondern durch die Anmaßungen seiner sogenannten Eifersucht unmöglich gemacht. O, man kann eifersüchtig seyn, die wahre Liebe, die innige Freundschaft ist es immer (obwohl ich diese Empfindungen nur vom Hörensagen kenne) ja sie muß es seyn, wie Manche behaupten. Aber die Gluth, mit der sie ihren Gegenstand umfaßt, die Hingebung, mit der sie ihrerseits zu jedem Opfer bereit ist, erhebt und adelt jenes Gefühl, das sonst, wo es nur Wirkung kleinlicher Eitelkeit ist, abstößt und empört.

Monsieur — ich habe das jetzt deutlich und mit Schmerz erkannt — Monsieur liebt nur sich. Sich allein sucht er, indem er von einer Liebeley zur andern flattert, und den bewundertsten Schönheiten des Hofes seine Huldigungen darbringt, nicht weil sie ihm gefallen, sondern weil er glaubt, es beweise für seinen Geschmack. So ist es auch mit seinen Freundschaften; und jenen Chevalier de Lorraine, der früher beständig um ihn war, von dem er sich, trotz mancher Warnungen des Königs, zu Vielem verleiten ließ, was ihn hinterher gereute — er hat ihn doch nicht geliebt, er hat ihn ohne die geringste Spur von Trauer abrei-

sen sehen, als des Königs Machtwort ihn vom Hofe verbannte, und hat ihn seitdem noch keinen Augenblick vermißt *). Eben so wird es einst mit dem jungen Manne seyn, der sich jetzt seiner ausgezeichneten Gunst rühmen darf — ich meine den Grafen von Guiche — nur mit dem Unterschiede, daß dießmahl äußere und innere Eigenschaften eine warme und treue Zuneigung wohl rechtfertigen könnten. Graf Guiche ist ein ausgezeichneter Militär, dessen Bravour Jedermann Gerechtigkeit widerfahren läßt; er ist aber auch ein seltener Mensch, das wage ich zu behaupten. Er hat viele Feinde — wer hat sie nicht? — aber es liegt eine gewisse Kraft und Größe der Seele in ihm, die ihn zu einer eben so auffallenden als unbegriffenen Erscheinung macht.

In seiner Verbindung mit Monsieur war er der gesuchte, nicht der suchende Theil. Jenem frühern Bezeigen gemäß benimmt sich Graf Guiche auch jetzt noch gegen den Herzog. Er bewirbt sich nie um Etwas, weder für sich noch für Andere, er hält sich so viel wie möglich von allen Leistungen fern, die einen Schein von Dienstbarkeit haben, und steht dem Herzog bey-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

nahe unabhängig gegenüber. Das gibt nun freylich seinen Aufopferungen einen höhern Werth in den Augen der Billigen, und vielleicht auch in denen meines Gemahls, aber bey der blödsichtigen und schalen Menge gilt dieser edle Stolz für Anmaßung, Eitelkeit, und seine Gleichgültigkeit gegen Gunstbezeugungen für Heucheley.

Eines ist indessen dennoch in dieser Seele, was mir ewig unverständlich bleiben wird; und das ist seine mit so viel Prunk zur Schau getragene Liebe für eine Frau, die so ganz und gar nichts hat, um diese zu rechtfertigen, als eine blühende Schönheit. Ich weiß zwar wohl, daß dieß bey den meisten Männern hinreicht, um sie, wenigstens für eine Zeit, blind gegen alle übrigen Mängel des reizenden Gegenstandes zu machen. Aber ein solcher Sinnenrausch kann doch bey edleren Naturen — und zu diesen gehört Graf Guiche — nicht lange dauern. Es müssen schlechterdings gute, ja vorzügliche Eigenschaften vorhanden seyn, um eine solche heiße Leidenschaft, und für so lange Zeit, hinlänglich zu begründen. Das ist aber — wie mir und der ganzen Welt scheint — durchaus hier nicht der Fall; denn Frau von la Chalais ist das unbedeutendste Geschöpf, das ich kenne, ganz

arm an Geist, und jeder Erhebung des Gemüthes unfähig. Und das sollte die Frau seyn, die einem Herzen, wie Graf Guiche's, genügen, es auch nur zum Theil ausfüllen könnte?

Es geht bis ins Lächerliche, wie weit diese gegenseitigen Aufmerksamkeiten und Beflissenheiten, diese ritterlichen Huldigungen von seiner, diese Siegesfreude von ihrer Seite getrieben werden! Oft ist mir schon der Gedanke aufgestiegen, ob es denn die Wahrheit seyn könne? ob nichts anders dahinter verborgen sey? Aber was soll es endlich seyn, wenn es nicht Wahrheit und wirkliche Liebe ist? Dieß Räthsel verwirrt mich, und ich kann nicht läugnen, daß ich viel darum geben möchte, es gelöset zu sehen.

Sechster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

St. Cloud im May.

Mein Leben schleicht immer gleichmäßig hin, geliebte Mutter, und ich könnte nicht sagen, daß sich an meiner Lage etwas verbessert oder verschlimmert hat, wenn man nicht schon das eine Verschlimmerung nennen dürfte, daß es eben gar nicht besser werden will. Euern Rath habe ich zu befolgen gesucht, so weit ich es vermochte. Ich vermeide es, viel oder vor allen allein mit dem Könige zu seyn, ich bin mir der ganzen Unschuld meiner Empfindungen bewußt, die nichts als die Freundschaft der Verwandten und Jugendgespielinn waren. Ich glaube auch nicht, daß der König andere Gefühle oder wohl gar Absichten nährte; aber ich werde an diesem Hofe nicht ver-

standen, und so erkenne ich die ganze Weisheit und Zweckmäßigkeit dieses Rathes, und halte mich, so viel es der Wohlstand und die nahen Verhältnisse erlauben, von dem entfernt, dem, wie sie hier meinen, weil er ein schöner, artiger Mann, und noch dazu König ist, kein weibliches Herz widerstehen kann. Wie wenig kennen sie ein e ch t weibliches Herz — wie wenig das Meine!

So weit geht Alles gut, und die überaus große Umsichtigkeit mancher Menschen ist meinen Bemühungen noch durch einen andern Kunstgriff zu Hülfe gekommen. Aus lauter Furcht, die Schwägerinn, die Engländerinn möchte vielleicht zu viel Raum in des Königs Herzen gewinnen, möchte den Einfluß, den ihr seine Gunst gäbe, zu staatsklugen Absichten, zum Besten ihres Bruders mißbrauchen, hat man darauf gesonnen, ihm die Change zu geben, wenn ich mich dieses Jagdausdrucks bedienen darf. Man hat mich beredet, gebethen, gezwungen möchte ich sagen, ein gewisses Fräulein von la Valliere unter meine Hofdamen aufzunehmen *). Das ist die Lockspeise, die man dem König vorhält, um ihn von mir abzuziehen. Welche kleinen, armseligen Bemühun-

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

gen, und wie wenig, muß ich noch einmahl ausrufen, kennen diese Menschen mein Herz! Ja, ich ehre den König als meinen nahen Verwandten, als einen großen, als meinen Monarchen; ich liebe ihn als den Gespielen und treuen Freund meiner schuldlosen Jugend, und es sollte mir leid thun, wenn ich seine Freundschaft und den warmen Antheil, den er stets an meinem Wohl und Weh genommen, durch die Umtriebe engherziger Personen verlieren sollte. Aber staatskluge Absichten? politische Plane? O wer Henrietten von England diese zutrauen kann, zeigt wohl, daß ihm nichts fremder ist, als die Seele derselben.

Über diesen Punct Eures Rathes also bin ich im Reinen, geliebte Mutter! Schwerer, ja ich überzeuge mich immer mehr davon, ganz unmöglich ist es, den zweyten ins Werk zu setzen. Ich soll mich meinem Gemahl mehr zu nähern, ihm zu beweisen suchen, daß er die erste Stelle in meinem Herzen einnimmt? Wie gern wollte ich das, wie sehr erkenne ich die Güte dieser Maßregel! Aber leider — ist sie unausführbar. Dieses kalte Herz ist durch nichts zu erwärmen; Monsieur kann nicht lieben, nicht mich, nicht seinen Bruder, den König, nicht einmahl Graf Guiche.

Ich habe auch jetzt in dieser Hinsicht neue Versuche gemacht, ich habe das Unmögliche gethan, aber eben so gut könntet Ihr den Strom mit einer Fackel anzünden wollen. Das Wasser wird nicht brennen, aber die Fackel verlöscht.

Wie so ganz anders fühlt sein Freund, dieser Graf Guiche! Er ist mit einem gewissen Marquis des Vardes von Kindheit an aufgewachsen. Sie haben ihre Studien gemeinschaftlich gemacht, sie haben ihre Pagenjahre zusammen verlebt. Mir würde dieser des Vardes nicht zusagen; er ist, wenn mich nicht Alles trügt, ein feinberechnender und doch leidenschaftlicher Charakter. Guiche traut ihm aber unbedingt, und hängt mit jenem Eigensinn an ihm, den man oft bey schönen Seelen findet, weil sie das Ideal ihrer eigenen Phantasie in dem vergötterten Gegenstande lieben. Neulich wurde dieser des Vardes in einem Duell, das er, wie man sagt, ziemlich leichtsinnig, um der Gräfinn von Soissons, seiner Freundinn willen, herbeygeführt hatte, gefährlich verwundet. Graf Guiche war sein Secundant gewesen. Ihr habt keine Vorstellung von dem Schmerz, in den ihn die Gefahr seines Freundes stürzte. Er hat ihn mit fast mütterlicher Angst in seine Wohnung zurückgebracht, und ihn nicht verlassen, bis

der erste Verband angelegt war. Dann hat er ihm alle Stunden gewidmet, die seine Verhältnisse zu Monsieur ihm frey ließen, und da dieser am Tage nicht viel sind, so hat er die Nächte am Bette seines Freundes zugebracht, ihn gehoben und gelegt mit der Zärtlichkeit eines Freundes und der Sorgfalt einer Frau. Dafür sah er auch, wenn er bey uns erschien, so bleich und eingefallen, und in den ersten Tagen, so lange des Vardes in Gefahr war, so tief bekümmert aus, daß Monsieur ernstlich ungeduldig und ungehalten über ihn wurde, weil sein Günstling etwas außer seinem Gönner liebte. Meine Achtung aber für ihn hat sich sehr vermehrt. Ich betrachte ihn als eine Art wunderbarer Erscheinung in der großen Welt, und höre mit Vergnügen, wenn unsere Dichterinn, Mlle. de Scüdery, die einzige Person, wie ich glaube, die außer mir diesen Charakter aufzufassen versteht, manchen Zug aus seiner frühern Jugend erzählt; wie innig er an seinen Ältern und Geschwistern gehangen, wie er sich von seiner Schwester, der jetzigen Frau von Valentinois, gar nicht trennen ließ, als diese die bösartigsten Blattern hatte, und, mit gänzlicher Nichtachtung seiner selbst, nicht vom Bette der geliebten Schwester wich. O Mut-

ter! Warum hat Monsieur nicht ein solches Herz, oder nur einen kleinen Theil dieser unendlichen Fähigkeit zu lieben? O wie glücklich könnte ich dann seyn!

Ich sehe Frau von la Chalais ziemlich oft, und unterhalte mich manchmahl geflissentlich mit ihr. Aber je näher ich sie kennen lerne, je unbegreiflicher wird es mir, was einen solchen Mann an eine solche Frau fesseln konnte! Das ist gewiß einer von den unerklärlichen Widersprüchen, die, wie viele Philosophen behaupten wollen, in unserer menschlichen Natur liegen sollen. Ein solcher ist es auch, der Monsieur zur Eifersucht, zur strengen Aufmerksamkeit auf mein Thun und Lassen reizt, das übrigens keinen Werth für ihn hat, und dadurch mir sehr viele trübe Stunden macht. Wieder muß ich ausrufen, geliebte Mutter! warum konnte ich nicht zu Colombes bey Euch bleiben, leben und sterben!

Siebenter Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

St. Cloud am Ende des May.

Der König hat uns gestern angekündigt, daß wir diesen Aufenthalt nächstens mit dem von Fontainebleau vertauschen sollen. Das thut mir leid, denn ich bin lieber hier. In dieser ländlichen Umgebung, wo selbst der beschränktere Raum die allzuhäufigen Besuche fern hält, und die ganze Einrichtung nicht darnach ist, des Königs Geschmack für glänzende Zerstreuungen zu begünstigen, hier war mir wohler als in Paris oder in Fontainebleau. Der Kreis, der uns hier umgibt, ist nur der nächste, und deßwegen auch der gewählteste. Ein zwangloserer Umgang läßt zuweilen angenehme Stunden genießen; so z. B. bringen wir manchen Abend mit Fräulein von Scüdery zu, deren Lebhaftigkeit in

ihrem vorgerückten Alter, ihr Reichthum an Kenntnissen bey einer gewissen Rechtlichkeit und Festigkeit der Grundsätze, sie zu einer sehr schätzbaren Gesellschafterinn machen. Oft erscheint auch Graf Guiche in diesem kleinen Kreise, denn Frau von la Chalais kann ihm hieher nicht so leicht und so häufig folgen. Uns wird das ermüdende Schauspiel dieser übertriebenen Zärtlichkeit erspart, und sein reicher, durch Unterricht und Reisen gebildeter Geist, die Feinheit seiner Bemerkungen, seine Sprachkenntnisse (er spricht und schreibt Italienisch und Spanisch mit seltener Vollkommenheit) geben unerschöpflichen Stoff zu lebhaften und abwechselnden Unterhaltungen. Was mir aber noch mehr und angenehmer auffällt, weil es eine Idee, die ich längst genährt, bestätigt, ist dieß, daß die Abwesenheit seiner Angebetheten gar keinen nachtheiligen Einfluß auf seine Laune auszuüben scheint. Ja, neulich hatte er sogar die Nachricht erhalten (wie denn zärtliche Billets täglich oft mehrmahl zwischen ihnen hin und her fliegen), daß sie unpäßlich sey. — Wir erwarteten ihn verstimmt, angstvoll zu sehen, bereit abzureisen, um zu ihr zu fliegen. Nichts von dem Allen! Er blieb bey uns, legte sein Gesicht, wenn man ihn nach der

Kranken fragte, in gehörig ernste Falten, schien aber in der nächsten halben Stunde alles vergessen zu haben, und gab sich rücksichtslös dem Zuge geselliger Freude hin, der unsern kleinen Kreis jetzt so oft belebt, und mir diese Stunden weit lieber macht, als die glänzendsten Feste. Wäre es möglich, daß er diese Frau so heiß lieben, und Trennung von ihr und Sorge um sie so gelassen dulden könnte? Warum war es denn ganz anders, wie sein Freund krank war? Freylich werdet Ihr mir sagen, war damahls Gefahr, oder wenigstens ein bedenklicher Zustand vorhanden, und jetzt nicht. Wahr! Aber kann einer so übertriebenen Leidenschaft wohl etwas gering erscheinen, worunter der geliebte Gegenstand leidet? Kann man es in seiner Macht haben, diesen Gegenstand zu sehen, wenn es nichts als eine Fahrt von ein Paar Stunden kostet, und doch ruhig und zufrieden dort bleiben, wo man ist? Nein! Nein! Ich täusche mich nicht. Diese Liebe ist, und war nie eine rechte. Aber warum ist diese Maske vorgenommen worden? Wer uns das sagen könnte!

Achter Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Fontainebleau im Juny.

Wir sind hier, und was ich besorgte, ist eingetroffen. Geräuschvolle Freuden, ein Schwarm von Menschen, stets wechselnde und selten genügende Unterhaltungen sind an die Stelle jener stillen, genußreichen Stunden getreten, die mir in dem engen Kreise, welcher mich in St. Cloud umgab, nur zu schnell verschwanden! Hier kann ich mich mit denen, deren Umgang mir der liebste ist, nur selten, nur flüchtig unterhalten; unsere geehrte Scüdery erscheint wenig hier, und Andere sind wieder durch mannigfache Verbindungen, in deren Mitte man sogleich tritt, wie man in Berührung mit der großen Welt kommt, abgezogen. Auch zeigt sich des Königs lebhafter Geist an diesem glänzenden prachtvollen Aufent-

halt noch viel lebhafter als sonst. Es ist, als reizten Zudrang, Geräusch und Schimmer seine Phantasie noch mehr auf. Er ist unerschöpflich in Erfindung neuer, geschmackvoller und geistreicher Unterhaltungen, nur muß ich jetzt zuweilen halb im Ernst, halb im Scherz Vorwürfe von ihm anhören, daß ich nicht mehr mit gleicher Thätigkeit Antheil an seinen Planen nähme. Er weiß ja wohl, was mich abhält; wie kann er es verkennen? Lauern nicht auf jeden Schritt, auf jedes Wort, jeden Blick Späher, die seiner Frau, der Königinn Mutter, oder Monsieur Bericht von dem abstatten, was sie erlauscht, oder wohl noch öfters, erfunden haben? Er bewegt sich freylich mit Leichtigkeit in diesen Beschränkungen, die seine allmächtige Königshand wie Spinnengewebe durchreißt — aber ich! — —

Nun ist die Rede von einem Ballet, das wir auf einem im Schloßgarten zu errichtenden Theater vorstellen sollen. Das Programm ist allerliebst, höchst romantisch, aber — — ich möchte es doch dahin bringen, daß ich nicht mit dabey seyn müßte. Ich fühle mich gar nicht gestimmt, bey so glänzenden, so viel Anstrengung fordernden, so ganz hinnehmenden Zerstreuungen mitzuwirken. Der Stoff ist aus dem befreyten

Jerusalem des Tasso genommen — jenes Abentheuer im bezauberten Walde, aus dem die christlichen Soldaten Holz zur Errichtung ihrer Maschinen hohlen sollen, und durch allerley Spuck und Schrecken daraus verjagt werden, bis endlich Rinaldo's Starkmuth den Zauber löset, indem er selbst den Lockungen, die ihm in Armidens Gestalt erscheinen, widersteht. Dieser Inhalt beut sehr viel für Theaterpomp, Maschinerie und Abwechslung. Der König hat, wie es sich versteht, die Rolle des Rinaldo; mir ist die Armidens zugedacht; Graf Guiche soll den Tancred machen. Ich weiß nicht, ob Ihr Euch an das Gedicht erinnert? Tancred, kaum noch hergestellt von seinen Wunden, und gebeugt vom Tode Clorinda's, die er unerkannt selbst erlegt hat, wagt sich zuerst in den Hain. Aber Clorindens trauernde Gestalt, die ihm aus einem Baume, den er abhauen will, entgegentritt, lähmt seinen Muth, und er verläßt den Wald unverrichteter Dinge. Dann erst tritt Rinaldo auf. Wie er sich dem Walde nähert, verwandelt sich das düstere Aussehen desselben in einen anmuthigen Zaubergarten, Armida erscheint, Tänze, Gesänge sind eingeschaltet, und das Ganze wird ein sehr prächtiges Schauspiel geben. Dennoch,

wie gesagt, meine theure Mutter, ich habe mehr als Eine Ursache, zu wünschen, daß der König mich dispensiren möchte, und ich will es noch versuchen, was in dieser Hinsicht Bitten und Vorstellungen vermögen. Ich will ihm auch eine sehr reizende Armida an meiner Stelle vorschlagen, Guichens Schwester, die Herzoginn von Valentinois, Fürstinn Monaco. Sie ist seit kurzem aus Italien hier angekommen, eine Frau voll Anmuth, Schalkheit, Liebenswürdigkeit, von königlichem Wuchs und Anstand, die eine vollendete Schönheit genannt werden könnte, wenn ihr sehr zarter Teint nicht ein wenig durch die Blattern gezeichnet wäre. Doch auch das sieht man nur, wenn man sie ganz nahe betrachtet. In der Ferne, auf dem Theater verschwindet dieser Fehler ganz; ja es gibt Viele, welche finden, daß diese kleinen Narben selbst in der Nähe ihrem lebendigen und geistreichen Gesicht einen eigenthümlichen Reiz geben. Mir gefällt sie sehr wohl, ich fühle mich wie durch einen geheimen Zauber an diese liebenswürdige Erscheinung gezogen, welche rings um sich Leben und Freude verbreitet. Im Ganzen sieht sie ihrem Bruder sehr ähnlich, aber der Ernst seiner edlen Züge ist in ihrem Gesichte zu allerliebstem Scherz

geworden. Man ruft mich — es soll neuerdings über das Ballet Rath gehalten werden. — Wenn ich den König nur zu dem Tausch der Armiden bereden könnte! Ich und wohl auch das Ballet gewännen dadurch.

Neunter Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Fontainebleau im Juny.

Meine Mühe war vergebens. Der König ließ sich nicht bewegen, ich habe meine Rolle behalten müssen, und die Herzoginn von Valentinois bekam die einer der Nymphen, welche Armiden begleiten. Vor drey Tagen haben wir die erste Vorstellung gehabt; sie gefiel so außerordentlich, daß wahrscheinlich eine Wiederhohlung Statt finden wird. Ich fürchte mich darauf, denn ich fühle, daß mich dieser Tag sehr angegriffen hat, und ich habe mich seitdem noch nicht völlig wieder erhohlt. Der König hat seine Rolle ganz unvergleichlich durchgeführt; das war zu erwarten, denn seine Wohlgestalt und seine außerordentliche Fertigkeit und Anmuth im Tanze sind längst bekannt. Überrascht aber hat uns Graf Guiche, von dem man sich, da er überhaupt ernster, und

eigentlich ein wahrer Militär ist, nicht gar Vieles versprach. Darum hatte ihm auch der König mit Vorbedacht eine Rolle gegeben, wobey die pantomimische Entwickelung bedeutender war, als die Aufgabe der Tanzkunst. Melpomene, hatte er zu mir gesagt, soll bey unserm Freunde Terpsichoren zu Hülfe kommen. — Das geschah auch, und mit welchem glänzenden Erfolg! der beynahe — beynahe den des Königs selbst verdunkelt hätte. Als er auftrat in der dunkeln Rüstung, fast ohne Schminke, so, daß die edlen, bleichen Züge, ein Bild tiefer Schwermuth, aus dem dunkeln Helm hervorschauten, von dem ein schwarzer Federnwald bis über die Schultern hinabwallte, als in Gang, Gebehrde, Haltung sich der müde Schmerz aussprach, der nichts mehr hoffte, nichts mehr wünschte auf dieser Welt, welche von dem Einzigen, das er geliebt, verlassen worden war — da schon konnte man den Eindruck bemerken, den seine Erscheinung auf die erstaunten Zuseher machte. Aber als er sich dem gefeyten Baume näherte, klagende Stimmen aus allen Gebüschen um ihn auftauchten, seine Hand mit dem gehobenen Schwerte sank, der Kampf in seinem Innern sichtbar ward, er sich dann wieder ritterlich ermannte, seine Be-

sonnenheit zu Hülfe rief, und mit einem zweyten entschlossenen Hiebe mächtig in den Baum schlug, dieser sich theilte, Chlorindens geisterbleiche klagende Gestalt vor Tancred stand, und mit gerungenen Händen ihn anzuflehen schien, er möge seine Grausamkeit nicht noch auf ihr jammervolles Daseyn nach dem Tode ausdehnen, und die Pflanze schonen, in der das Schicksal ihr zu wohnen bestimmt habe, bis einst anders über ihren müden Geist verfügt werden würde — da, bey dieser Scene übertraf Guichens Spiel alles, was man von tragischem Effect erwarten konnte. Seine Mienen wie seine Geberden drückten höchst ergreifend den heftigsten Kampf seines Innern aus, wie Vernunft, Ritterpflicht und Glauben ihn antrieben, dem Eindruck des gefährlichen Zaubers zu widerstehen, wie dennoch der Anblick der ermordeten Geliebten, das innigste Mitleid und eine heilige Scheu jene muthigen Regungen entkräfteten, sein Widerstand immer schwächer ward, und er endlich nichts mehr vermochte, als mit vor die Augen geschlagenen Händen, in wilder Verzweiflung einen Platz zu fliehen, wo seine Pflicht und seine Kraft untergegangen war. Ein allgemeiner Seufzer machte nach seinem Abgang den gepreß-

ten Herzen der Zuseher Luft, und ein stürmischer Beyfall, mehr aber noch die Thränen in manchen Augen, selbst in denen der Königinn Mutter, belohnten seine meisterliche Darstellung.

Ich habe seitdem oft über dieß sein Spiel nachgedacht, und in ihm eine Bestätigung meiner jüngst geäußerten Meinung gefunden, daß Graf Guiche eine Tiefe des Gemüths besitze, von der die flüchtige Hofwelt um ihn herum keine Ahnung hat. Diese Seele, die den dunkelsten Schmerz so wohl darzustellen weiß, muß den Schmerz auch kennen, und nur, wer geliebt, und unglücklich geliebt hat, kann dem Zuseher die Leiden eines durch hoffnungslose Leidenschaft zerrissenen Innern so täuschend anschaulich machen.

Wen er wohl mag geliebt haben? Die la Chalais ist es nicht, denn hier seufzt er ja nicht unerhört. Vielleicht hat ihm, wie dem unglücklichen Tancred, die frühere Geliebte der Tod entrissen. Ich gestehe, ich möchte die Frau kennen oder gekannt haben, die dieß Herz genügend auszufüllen im Stande war. Nichts alltägliches kann sie nicht gewesen seyn. Und dennoch liebt er eine la Chalais? Mein Kopf verwirrt sich. Lebt recht wohl, theure Mutter!

Zehnter Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris im July.

Nicht umsonst, meine Liebe, schreibt man den Dichtern von Alters her eine Art Wahrsagergabe zu. — Ich las das öfters, ohne es zu glauben, und dennoch sollte ich bald denken, daß ich an mir selbst eine Spur dieses Ausspruchs bestätigt gefunden habe. Was ich Dir von der Gefahr, welche Madame durch die Aufmerksamkeit des Königs auf sie drohte, geschrieben, hat sich, wie Du weißt, erfüllt. Aber noch eine andere Vorhersagung, die nur als Besorgniß in meiner Seele lag, ist zur Wirklichkeit geworden. Ich fand die Prinzessinn, seit jenen unangenehmen Auftritten mit ihrem Gemahl und seiner Mutter, sehr verändert und ungemein stille geworden. Es dünkte mich ziemlich natürlich, und ich dachte nichts

weiters. Aber der Hof ging nach St. Cloud, und die Herzoginn, welche mich immer mit vieler Huld behandelt, hatte die Gnade mich aufzufordern, sie in diese ländliche Einsamkeit zu begleiten. Hier war ich nun viel um sie, und viel in dem kleinen Kreise, der sie dort umgab, und in welchen Monsieur auch seinen Liebling, den Grafen Guiche, gezogen hatte. Hier fielen mir die Schuppen von den Augen, und die Entdeckung, welche ich machte, und die sich mir, troz meines widerstrebenden Gemüthes dennoch aufdrang, hat mein Herz mit Besorgnissen erfüllt, welche der Verfolg der Ereignisse nur zu sehr bestätigt hat.

Graf Guiche und Madame fühlen für einander; das ist mir bewiesen, obgleich ich vielleicht eine der Ersten, vielleicht die Einzige bin, die dieß bemerkt. Monsieur wenigstens scheint auch mit keinem Gedanken an die Möglichkeit zu glauben, daß hier etwas aufkeime, was der Ruhe und dem Glücke dieser beyden Personen und dem seinigen gefährlich werden könnte. Er ist es, der den jungen, höchst liebenswürdigen Mann täglich, ja stündlich seiner Frau gegenüber stellt, seiner Frau, in deren Herzen er so fremd ist, als im Lande der Gegenfüßler. Er hat ihm das Recht

ertheilt, zu jeder Stunde in seinem Apartement, sowohl im Palais-Royal als hier auf dem Lande, einzutreten. Er spricht mit ruhmrediger Eitelkeit von der Schönheit und den Vorzügen seiner Frau mit ihm, und lenkt des Jünglings Blicke recht mit Gewalt auf sie *). Was will er damit? Überredet ihn sein Stolz, daß seine Frau, die Tochter, Enkelinn und Schwester von Königen, sich mit der Neigung ihres Herzens nicht bis zu einem Unterthan würde verlieren können? Hat er der Gemahlinn seines Ahns, Ludwig des Zwölften, vergessen, die als Tochter, Schwester und Witwe eines Königs dem geliebten Suffolk ihre Hand reichte? O wie schlecht kennt er dann die Liebe!

Graf Guiche scheint sie besser zu kennen. Schon lange habe ich gemuthmaßt, seine allzuauffallenden Bewerbungen um eine so unbedeutende Schönheit, als diese la Chalais, seyen nur eine Maske. Nun glaube ich deutlich zu sehen, daß sie keinen andern Zweck haben, als sich selbst und Andere über den wahren Zustand seines Herzens zu betäuben und irre zu führen.

In jenen höchst angenehmen, stillen Stun-

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

den, die wir in St. Cloud zubrachten, wo geist=
volle Gespräche, Musik und Lectüre die Zeit
auf sehr genügende Art ausfüllten, machte ich
meine ersten Beobachtungen, wenn die beyden
jungen Herzen, stets von Einerley Melodie, von
einerley Lieblingsstelle, von einerley Empfindung
ergriffen, sich wie verabredet auf halbem Wege
begegneten; wenn, so oft der Graf sich unbe=
merkt glaubte, ein glühender Blick schnell auf
die Angebethete fiel, und eben so schnell sich ab=
wandte, um ja nicht ertappt zu werden; wenn
ihre jetzt oft trüben Mienen sich bey seinem Ein=
tritt plötzlich erheiterten, und die Sonne gleich=
sam in ihrem Herzen aufging.

Den letzten Ausschlag und das Siegel auf
alle meine frühern Bemerkungen gab aber das
berühmte Ballet: der bezauberte Wald,
das der König mit eben so viel Geschmack als
Pracht aufführen ließ. Ich hatte schon zuweilen
den Proben beygewohnt; denn Madame und
selbst der König hatten die Gnade gehabt, mei=
nem Urtheil und meinem Rathe bey der Aufführ=
rung dieses ganz dem Gebiethe der Dichtkunst
entnommenen Süjets Einiges zuzutrauen. Hier
konnte ich deutlich den lebhaften Antheil bemer=
ken, den Madame und der Graf an einander

nahmen; ich überraschte manchen Blick, ich hörte manches leise und unbemerkt geflüsterte Wort*), und die Besorgniß, die ich längst gehegt, ward mir immer bedeutender. Nun kam die Aufführung. Ich stand nicht fern von Madame in den Coulissen; denn für mich hatte das Ballet nichts Neues mehr, und so zog ich es vor, auf dem Theater zu bleiben, und die Wirkung zu beobachten, welche Tancreds Erscheinung, der heute zum erstenmahl in vollem Costüme auftrat, und auch zum erstenmahl alle tragische Kraft seines Spiels entwickelte, auf die Prinzessinn machte. Ich sah die heftigste Erschütterung in ihren Mienen, ihre Brust hob sich schnell und fliegend, ihr Athem stockte, nun brachen ihre Thränen hervor, und ihres theatralischen Anzugs, der Schminke, die ihre Wangen deckte, aller Umgebungen vergessend, ließ sie ihre Thränen strömen, und stand noch in der sichtbarsten Erschütterung an eine Coulisse gelehnt, als Graf Guiche, der, seiner Rolle gemäß, eben mit dem Zeichen der düstersten Verzweiflung die Bühne verließ, an ihr vorüber eilte. Er erblickte sie, er sah ihre Thränen, sein Schritt hemmte sich, sein Auge

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

hing an ihren tiefbewegten Zügen. Wäre es möglich! rief er: Könnte mein Schmerz diese Thränen erregen?—Die Prinzessinn schaute ihn an, ohne zu antworten; aber ich sah Blicke hin und her wechseln, welche mir den ganzen Abgrund gegenseitiger Leidenschaft schreckend kund gaben; ich sah Guiche sich auf ein Knie vor der Herzoginn niederlassen, und ihre Hand, die sie ihm mit einem unaussprechlichen Ausdruck in ihren Zügen reichte, lang und heftig an seine Lippen drücken. Dann sprang er schnell auf, denn es nahte sich Jemand dem Orte dieser Unterredung. Madame faßte sich so gut sie konnte — der König kam herbey, um sie zu erinnern, daß nun ihre Scene bald beginnen würde, und ich hörte, wie er einiges Befremden über ihre verstörte Miene äußerte. Was sie geantwortet, vernahm ich nicht, ich sah sie nur schnell in das Ankleidezimmer eilen, und in wenigen Minuten wieder in ihrem vorigen Glanze erscheinen. Der König sagte ihr einige Schmeicheleyen über ihr Aussehen, und sie war wirklich in ihrem Armidencostüme schön genug, um Alles glaubwürdig zu machen, was Tasso den Reizen dieser Zauberinn zuschreibt. Mir aber entging der Ausdruck von innerer Erschütterung nicht, der sich in ihrem ganzen Wesen aus-

sprach, und den weder der schön ausgeführte Tanz, noch die übrigen schimmernden Umgebungen und der stürmisch laute Beyfall, den ihre Darstellung erhielt, gänzlich verwischen konnten. Seitdem, ich gestehe es Dir, zittere ich für diese Frau, und Gott gebe, daß es nur meine lebhafte Phantasie, wie man mir so oft vorwirft, und nicht ein leidiges Voraussehen wahrscheinlicher Folgen seyn möge, was mich beunruhigt, so oft ich Madame oder ihren liebenswürdigen, aber unglücklichen Verehrer sehe.

Eilfter Brief.

Fräulein von Montalais an Frau von l'Escüre.

Fontainebleau, im Julius.

Du siehst, wir haben abermahls Platz gewechselt, und mit ihm auch den Ton und die Art unserer Unterhaltungen; denn anders weiß des Königs unerschöpflicher Geschmack die Freuden in dem kleinen ländlichen Schlosse von St. Cloud, und anders wieder in dem wahrhaft königlichen Pallast und den Zaubergärten von Fontainebleau zu gestalten. Mir gefällt es aber hier viel besser, und ich kann dem Geschmacke meiner Gebietherinn nicht beystimmen, welcher der Aufenthalt in St. Cloud lieber war. Hier bezeugt alles den Glanz, die Herrlichkeit des ersten Hofes in Europa. Alles ist im Einklang. Nur so prächtige Gebäude, so weitläufige Gärten, solcher Zusammenfluß hoher und vornehmer Personen, wie sich hier findet, scheint mir eine würdige Umgebung

für Ludwig den Vierzehnten. Auch haben wir schon einige sehr glänzende Feste gehabt, unter andern ein Ballet, bey welchem der König, Madame, Graf Guiche und seine Schwester, und noch viele Personen des Hofes tanzten. Es war ein herrliches Schauspiel. Ein nicht kleines Theater bewegte sich mit allen Scenen und Personen, die darauf zu thun hatten, durch eine ganze Allee, bis es an dem Punct anlangte, wo es im Angesichte der Zuseher stehen blieb*). Der Inhalt des Balletes war aus einem Italienischen Gedichte genommen; der Titel hieß: Der bezauberte Wald. Ein Zauberer erscheint und macht seine Beschwörungen, damit keiner der Ritter den Wald betreten, und einen der Bäume umhauen könne. Zuerst tritt nun einer derselben auf, und gibt durch seine Geberden zu erkennen, er sey entschlossen, das Abentheuer zu bestehen, und sich an den Wald zu wagen. Da lodert plötzlich, zu nicht geringem Schrecken vieler Zuschauer, von allen Seiten Feuer aus der Erde, umgibt den Hain mit einem flammenden Walle, und zwingt den Ritter, sich unverrichteter Dinge wieder zu entfernen. Sogleich ver-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

schwindet das Feuer; aber indessen hat sich auch das Aussehen des Waldes verändert, und statt eines anmuthigen Haines sah man einen dichten düstern Forst. Nun erschien der zweyte Ritter, Graf Guiche, als Tancred. Da erheben sich Klagestimmen und Trauergesänge ringsum, und erweichen schon seinen entschloßnen Muth. Dennoch faßt er sich und nähert sich einem Baume, den er fällen will. Aber in diesem Baume ist der Geist seiner verstorbenen Geliebten verzaubert. — Sie tritt heraus, sie macht ihm Vorwürfe, daß er ihr keine Ruhe im Tode gönne, und nun vermag er nicht, den Baum zu verletzen, und entfernt sich ebenfalls, nachdem er seinen Schmerz und seine Verzweiflung recht natürlich dargestellt hat. Hierauf kommt der Zauberer noch einmahl, und um ihn sammeln sich in einem wilden aber ausdrucksvollen Tanze seine Dämonen und Gespenster. Er gibt ihnen zu verstehen, daß jetzt die größte Gefahr nahe, indem der tapferste, frömmste und schönste Ritter des Christenheeres erscheinen wird; dann macht er aufs neue Beschwörungen, und nun feyerte die Theatermaschinerie wirklich ihren herrlichsten Triumph. Der düstere Wald von gemahlten Bäumen verschwand, und vor unsern Augen stand ein paradiesischer

Lusthain von wirklichen Palmen und Orangen-bäumen aus den königlichen Treibhäusern, zwischen welchen lebendige Rosenhecken, majestätische Aloen, und andere fremde Gewächse prangten und dufteten. Der König — Nein, man kann keine schönere Männergestalt sehen, als ihn, wie er in der glänzenden Silberrüstung auftrat! — der König, als Rinaldo, zeigte sich. Entschlossen jeden Zauber zu besiegen, näherte er sich dem Palmenhain. Da schwebte, ebenfalls wunderschön, Madame als Armida, von ihren Nymphen begleitet, ihm entgegen; diese umschlangen ihn mit Blumengewinden, er aber, obgleich man ihm den Kampf ansah, den es ihn kostete, dieser Verführung zu widerstehen, blieb standhaft und muthig; er hieb mit seinem Schwerte in einen der nächsten Bäume und stürzte ihn nieder. Da entfloh Armida sammt ihren Nymphen unter Wehklagen; die Dämonen, welche zwischen den Bäumen sichtbar wurden, begannen einen Kampf mit Rinaldo, er aber trieb sie in die Flucht, und nun traten von allen Seiten seine Streitgenossen, die christlichen Ritter, heraus, und ein allgemeiner Tanz, in welchem der König sich vor Allen auszeichnete, beschloß das Ballet. Es war ein wunderschönes Fest, und obgleich meiner Mei-

nung nach der König bey weitem am schönsten getanzt und ausgesehen hatte, gab es doch Einige, welche dem Grafen Guiche den Preis zuerkennen wollten. Ich will des Grafen Kunst und Verdienst nicht bestreiten, mich dünkt es aber, er halte den Vergleich mit dem Könige nicht aus, und überhaupt gehöre ich weder zu den geheimen noch öffentlichen Bewundrinnen dieses Mannes, den Monsieur's Gnade übermüthig macht, und der, wenn er das Glück genießt, (was ihm nur zu oft widerfährt), sich im engsten Familien-Zirkel des königlichen Hauses zu befinden, für kein Erdengeschöpf dann mehr Aug' und Ohr hat. So ging es in St. Cloud, wo überhaupt die Zeit in der sogenannten ländlichen Stille mir recht langweilig vorbeyschlich — und wo Graf Guiche, seine Schwester, die stolze Fürstinn von Monaco, und das gelehrte Fräulein von Scüdery den ganzen Kreis bildeten, der sich um Madame schloß, und in welchem Lectüre, Musik und dergleichen unbedeutendes Zeug Alles war, was von Unterhaltung oder Zerstreuung an die Tagesordnung kam. Da war es mir denn wie eine Erlösung, als des Königs Geboth uns wie mit einem Zauberstabe in diese glänzenden und anmuthigen Gefilde versetzte, und hier erst athme ich wieder freyer auf.

Zwölfter Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Fontainebleau, im July.

Lache mich aus, schilt mich dumm, blind, thöricht — wie Du willst! — Ich verdiene es. Wo hatte ich meine Augen, wo meine Beobachtungsgabe? Wo meine Voraussicht, deren ich mich so oft gerühmt? Ein gäher Blitz hat das Dunkel erhellt, in dem ich gedankenlos wandelte. — Doch nein! Ich verdiene diese Beschuldigungen, die mir in Stunden des Mißmuthes mein eigener Kopf macht, nicht so unbedingt. Ich habe Manches, ja Vieles, was ich zu meiner Rechtfertigung anführen kann. Wer wird glauben, daß Jemand, dem es vergönnt ist, im Glanze der Sonne zu wandeln, hingehen und sich ein Lämpchen anzünden wird, um sich an dessen Schein zu erfreuen. Wer wird glauben,

daß man neben Ludwig dem Vierzehnten — doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. Höre es selbst, erstaune, und dann richte mich!

Gestern Abends hat sich ein Vorfall ereignet, der bald ein großes Unglück hätte herbeyführen können, der indeß, da ein glücklicher Zufall jenes verhüthete, nur zu mancherley Beobachtungen, Bemerkungen und Verwunderungen Anlaß gegeben hat, und später noch viel mehr geben wird, wenn man erst ruhig genug geworden seyn wird, um Alles, was eigentlich geschehen, und wie es geschehen, reiflich zu erwägen. Heute ist nur noch Schrecken und Neugierde mit dem Hergang der Sache beschäftigt, und Jedermann spricht nur davon.

Du wirst Dich jener Abendspazierfahrten in den königlichen Gärten erinnern, welche eine Lieblingsunterhaltung des Monarchen sind, und die schon vor einiger Zeit, weil der König damahls ausschließend nur mit Madame fuhr, und ihr überhaupt viele Aufmerksamkeit — ja ich darf wohl sagen — Zärtlichkeit bewies, die Eifersucht der Königinn, und die Besorgnisse seiner Mutter erregt hatten. Madame war durch jene Geschichte sehr verletzt, sie zog sich streng vom Könige zurück, aber auf eine so auffallende Art, daß, wer

sie genauer beobachtete, den Zwang nicht verkennen konnte, der ihr Betragen beherrschte. Auch fand ich von dieser Zeit an ihre Stimmung sehr geändert, den fröhlichen Humor verschwunden, der sie früher belebte, und einen ungewöhnlichen Ernst auf ihrer Stirn. Setze noch hinzu, daß man um diese Zeit dem Könige die la Valliere vor Augen brachte, um ihn von Madame abzuziehen, und daß dieß Mittel nur zu gut anschlug, und du wirst begreiflich*) finden, daß ich meiner Gebietherinn trübe Stimmung leicht hieraus erklären konnte, ohne meine Zuflucht zu einer andern Voraussetzung zu nehmen. Blos in St. Cloud, wo der Kreis des Hofes kleiner, die Unterhaltung zwangloser, und keine Möglichkeit den König ganz zu vermeiden war, wo sich also Madame oft, und zuweilen allein mit dem höchst liebenswürdigen Fürsten befinden mußte, fand ich ihre Stimmung wieder heiterer, und sah in dieser Erscheinung eine Bestättigung des Vorhergehenden. Nun wurden wir hierher versetzt, die Abendspazierfahrten begannen wieder, und die Reihen der königlichen und anderer glänzenden Equipagen bewegten sich wieder bey Fackelschein

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

und unter dem Getöne mehrerer Musikchöre, die hier und dort in den Büschen aufgestellt waren, durch die prächtigen Alleen des Gartens. Madame fährt gewöhnlich mit ihrem Gemahle, dem sie sich jetzt mehr als sonst nähert, zuweilen aber auch mit dem Könige, und die Wagen mit ihren Fräulein, also mit der la Valliere, folgen den ihrigen. Der König sitzt wohl meistens im Wagen seiner Frau, zuweilen aber steigt er aus, um Madame in dem ihrigen zu besuchen, und da geschieht es denn manchmahl, daß er, weil man bey Nacht die Kutschen nicht so leicht unterscheiden kann, in den geräth, worin ein Paar Hoffräulein, und unter ihnen die la Valliere, fährt. Im Vertrauen gesagt, ich meine, die beyden Königinnen hätten lieber jenen Sturm gegen meine Frau nicht erregen, und den König sich mit ihr beschäftigen lassen sollen, es hätte weit weniger auf sich gehabt. Das Mittel, diese la Valliere, wird wohl der Ruhe des königlichen Hauses schädlicher werden, als jenes Übel, wenn es eines ist, je geworden wäre.

Doch wieder zu der Spazierfahrt. Gestern fuhr meine Gebietherinn mit ihrem Gemahle, der König war voraus mit der Königinn und seiner Mutter, wir und die Hofdamen der beyden

Königinnen folgten, hinter uns aber kam noch eine zahllose Reihe von Equipagen, und daß Graf Guiche in dem Wagen der schönen la Chalais war, ist vorauszusetzen. So bewegte sich der lange Zug durch die matt erleuchteten Alleen hin zu einem Boulingrin, wo eine Collation und Musik unser warten sollte. Weiß Gott nun, ob der Kutscher Monsieurs ungeschickt, oder die Pferde (wie es nachher hieß) wild und uneingefahren waren — genug, als der Wagen der Königinnen, der erste der Reihe, in die kurze Allee einbog, welche zu dem hellerleuchteten Boulingrin führte, und nun das in den Gebüschen verborgene Musikchor schmetternd mit Trompeten und Pauken einfiel, da entstand auf einmahl ein schreckliches Getöse und Geschrey. Die Pferde an Monsieurs Wagen waren, von dem Lichterglanz oder der Musik erschreckt, scheu geworden, auf die Seite gesprungen, hatten den Wagen aus der Reihe bis ans Spalier gerissen, dort umgeworfen, und nur die dichten Gebüsche hinderten, daß der schwere Kasten nicht ganz zu Boden fiel.

Bestürzung und Schrecken waren allgemein. Die Wagenreihe kam in Unordnung. Einige wollten anhalten, Andere, die nichts von dem Unfalle wußten, wollten fortfahren; dadurch

entstand neue Verwirrung. Die verschlungenen Wägen machten es beynahe unmöglich, zu dem verunglückten des Herzogs zu gelangen, um zu helfen; kurz, es war ein Auftritt voll Schrecken und Gefahr. Der Wagen der Frau von la Chalais war ungefähr der achte oder zehnte hinter dem Monsieurs, aber so wie der erste Lärmen und einige confuse Laute von dem Unfalle, der dem Herzog begegnet war, und der möglichen Gefahr des erlauchten Paares zu Graf Guiche's Ohren kamen, so war er, trotz aller Angst, alles Flehens und Rufens seiner Gebietherinn, nicht mehr in ihrem Wagen zurückzuhalten. Fort sprang er, schlug sich durch drängende Menschen, durch bäumende Rosse, durch Lärmen und Verwirrung bis zu dem Platz, wo die verunglückte Kutsche noch in dem Gebüsche lag, war der Erste, der die ganz verwilderten Pferde an derselben zum Stehen brachte, dann auf die Räder sprang, den Kutschenschlag aufriß, die halbohnmächtige Prinzessinn triumphirend auf seinen Armen herausbrachte, und auf einen ruhigen Platz außerhalb des Gedränges trug. Monsieur war, so wie der Wagen sich offen befand, ebenfalls herausgesprungen, und seiner Frau und seinem rettenden Freunde nachgeeilt. Diese

besonnene That des Grafen gab auch den Andern wieder Fassung und Besinnung. Der König, einige Offiziere der Garde u. s. w. kamen herbey, es wurde zugegriffen, die Stränge der Pferde abgehauen, diese fortgeführt, der zerbrochene Wagen bey Seite geschafft, die übrigen Kutschen fanden sich nach und nach wieder in ihre Ordnung, und man hatte Ruhe und Geistesfreyheit genug, um sich nach Madame's Befinden zu erkundigen. Alles verließ die Wagen, und drängte sich in das kleine von hohen Kastanienbäumen umgebene Rund, wohin sie ihr Retter auf seinen Armen getragen, und wo sie auf einer Bank, an den Stamm eines Baumes gelehnt, saß, indeß ihr Gemahl, der neben ihr stand, sie unterstützte, und Graf Guiche, vor ihr knieend, den Flaccon mit stärkenden Essenzen hielt, den sie zuweilen aus seiner Hand nahm, um ihre fliehenden Lebensgeister zurückzurufen. Verletzt war sie zu unser Aller Freude nicht, aber in einem Zustande so außerordentlicher Erschütterung und Erschöpfung, daß sie nur durch Zeichen sprach, und man alle Augenblicke eine Ohnmacht befürchten mußte. Mir fiel das sogleich auf; ich kenne ja meine Gebietherinn, und ihr sonst unerschrockenes, ja kühnes Gemüth.

Ich weiß, wie mancher Gefahr sie sich im Reiten und auf Jagden muthwillig bloßstellt, wie sie bey Unfällen und Schrecken ihre Geistesgegenwart sonst nie verliert; ich erstaunte daher sie so zu sehen. Wir, ihre Frauen, umgaben sie nun sogleich. Frau von la Fayette sprach ein Paar Worte leise zu Monsieur, dieser näherte sich dem Könige, und flüsterte ihm ebenfalls etwas zu; der König trat zu seiner Schwägerinn, ergriff ihre Hand, und sagte: Wir dürfen Gott danken, daß dieses Unglück keine traurigen Folgen hatte, aber nun, theure Schwägerinn, wollen wir uns entfernen, und Euch Ruhe gönnen, deren Ihr so sichtlich bedürft. Er wandte sich bey diesen Worten zum Fortgehen, indem ein Wink von ihm allen Anwesenden ein Gleiches zu thun befahl. Auch Monsieur verließ seinen Platz, indem er die Prinzessinn in die Arme der Frau von la Fayette legte, und ermahnte Graf Guiche, ihm zu folgen. Dieser erhob sich zuletzt mit dem Blick und Ausdruck eines Verwirrten. Ich betrachtete ihn erstaunt, da erkannte ich auf einmahl, was mir bis jetzt verborgen geblieben war. Wo hatte ich meine Besinnung, meine Aufmerksamkeit gehabt, um nicht zu merken, was gewiß schon längst bestanden, und nur der gegenwärtige Au-

genblick kund gegeben hatte! Es schien, als habe ihn von Allem, was um ihn her vorgegangen, nichts berührt, und er nur Auge und Ohr für den Zustand der Prinzessinn gehabt. Langsam stand er auf, überreichte mir den Flaccon, den er bis jetzt gehalten, gewiß ohne mich eigentlich zu sehen, blickte noch einmahl die Herzoginn mit einem Ausdruck an, den kein Mahler mahlen, kein Dichter beschreiben könnte, und in dem alle Gluth der Leidenschaft, alle Angst der besorgten Liebe, und alle Verzweiflung der Trennung lag; ein eben solcher Blick folgte ihm aus den Augen der Prinzessinn, und ich sah auf einmahl klar in ihrem Herzen, und hatte den Sinn eines Räthsels gefunden, das mich längst schon beschäftigt hatte.

So wie der Graf verschwunden war, schwanden auch die letzten Kräfte der Herzoginn, sie sank uns in einer todtähnlichen Ohnmacht in die Arme, die lange aller unserer Bemühungen, sie zum Leben zu erwecken, spottete, und uns ernstliche Besorgnisse einflößte. Als sie endlich die Augen wieder öffnete, irrten diese, mit einem fast wilden Ausdruck, suchend umher, dann richtete sie sich mit einem tiefen Seufzer auf, und, als besänne sie sich allmählig, fragte sie mit matter

Stimme nach Monsieur und dem Könige. Man bath sie, sich zu beruhigen, erzählte ihr, daß der König sich entfernt, und auch allen gegenwärtigen Personen gebothen habe, sich zu entfernen, und meldete, daß bereits eine Kutsche hier sey, um sie aufs Schloß zu bringen. Aber sie schüttelte matt das Haupt und sagte: Ich bin nicht im Stande zu fahren. Eine Sänfte! — Wir sahen Alle so ziemlich ein, daß sie Recht hatte, denn ihre Erschöpfung war sehr groß. Es wurde also eiligst um eine Sänfte geschickt. Monsieur selbst kam mit derselben, man hob Madame vorsichtig hinein, brachte sie ins Schloß, und sogleich zu Bette. Das hüthet sie nun heute noch, ein heftiges Fieber, welches sich eingestellt hat, erregt wirklich Besorgnisse, und sie ist sehr krank.

Da hast du nun die Geschichte der vorigen Nacht, und in ihr eine unvermuthete Entdeckung, welche ich auf einem ganz andern, und also ganz falschem Wege suchte. Das also war es, was den heitern Blick der Fürstinn so oft trübte, und darum war man in St. Cloud so vergnügt? Es wird nun darauf ankommen, diese neue und unerwartete Constellation klug zu benützen. Daß diese Leidenschaft gegenseitig ist, habe ich erkannt; daß sie heftig seyn muß, hat

der gefährliche Ritterdienst bewiesen, den Graf Guiche seiner Dame leistete, so wie die Erschütterung, in die er sie dadurch versetzte, und die aus dem bloßen Schrecken allein nicht zu erklären wäre. Wenn auch eine Vermittlung in diesem Verhältniß weder so bedeutend, noch so folgenreich für mich werden kann, als sie es geworden wäre, wenn ein Mächtigerer ihrer bedurft hätte, so kann doch auch diese Stellung der Herzen mich dahin bringen, wohin ich zu gelangen strebe.

Dreyzehnter Brief.

Graf Armand von Guiche an seinen Freund Marquis des Vardes.

Fontainebleau, im Julius.

Ich kann nicht mehr! Ich habe gekämpft, ich habe eine Larve getragen, ein ekles Spiel gespielt, so lange meine Kräfte hielten; jetzt ist es vorbey. Ein Augenblick hat Alles zernichtet, was die Anstrengung eines halben Jahres mühsam erbaut hatte. — Ein Windstoß hat die trügerische Asche hinweggeblasen, und die langerstickte Feuersbrunst lodert hell empor.

Gestern Abend — o ich werde dieses Abends in meinem Leben nicht vergessen! In diesen Armen habe ich sie gehalten, an dieser Brust hat sie gelegen, an meinem Herzen hat das ihrige geschlagen, ihr Auge traf meines — und mit welchem Blick! Darf ich es denn glauben? Darf ich es mir selbst gestehen, was in diesem Blicke

lag? Und der Ton ihrer Himmelsstimme, mit welcher sie rief: Graf Guiche! Es war, als hätte sie mich erwartet und doch gezweifelt, und sich überrascht gefühlt, als ich den Kutschenschlag aufriß und sie mich erblickte.

Wie sie sich dann erhoben, wie ich sie hervorgetragen, wie ich sie an einer ruhigen Stelle geborgen, — das weiß ich Alles nicht. Ich fand mich zu ihren Füßen wieder — ein Flaccon lag in meiner Hand. Ich glaube, es war mein eigener. Ihr Auge haftete an mir. O wie unaussprechlich schön war sie in dieser rührenden Bläße, in dieser Erschöpfung! Zuweilen berührten ihre holdseligen Finger die meinigen, um den Flaccon zu nehmen. Ein Feuerstrom zuckte dann durch mein Innerstes. Warum konnte ich nicht ewig so knieen bleiben — warum nicht in diesem Momente mein Leben in ihrem Anschauen aushauchen?

Es kamen die Zudringlichen, ich hörte Stimmen, Geräusch, man befahl mir sie zu verlassen, das allein vernahm ich. Ich mußte gehen, aber meine Seele blieb bey ihr, und ein Blick aus ihren Augen begleitete mich. — Des Vardes! Diesen Blick werde ich sehen, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte. Überall schaut er

mir entgegen, überall glänzt dieser feuchte Himmelsstrahl aus den schönsten Augen mir wieder.

Als ich diese Frau das erstemahl erblickte — es war, wie ich von meiner Sendung aus Spanien zurückkam — diese zarte, schlanke Gestalt! diesen durchsichtigen Teint! diese Hoheit und diesen sanften Ernst in dem blauen Auge, diese Anmuth in jeder Bewegung! Sie ist nicht eigentlich schön, das gebe ich zu, denn Jedermann sagt es, und selbst ihr Wuchs soll nicht regelmäßig seyn. — Mir ist nie eine hinreißendere Gestalt erschienen — und ich erkannte im ersten Augenblicke, daß mein Schicksal für immer über mich gesprochen hatte. Mit der Freude eines Geizigen, der sich seiner Güter rühmt, ohne ihren Werth zu fühlen, pries mir ihr Gemahl die Liebenswürdigkeit seiner Frau, die er jeder unbedeutenden Schönheit zu opfern im Stande ist, und stellte mich durch mein Verhältniß zu ihm, ihr täglich, stündlich gegenüber. Ich hatte noch so viel Besinnung, die Gefahr einzusehen, in der ich schwebte, in die ich sie stürzen konnte. Monsieurs Wille bannte mich fest in den Zauberkreis, den ich vielleicht nicht einmahl hätte verlassen wollen, wenn ich auch gekonnt hätte. Also mußte ein rascher Entschluß gefaßt, eine Scheidewand aufgerichtet

werden, die Aller Blicke täuschte, indem ich mich als den Verehrer einer andern Schönheit laut und öffentlich erklärte. Ich blickte um mich. Du kennst die Damen unseres Hofes — daß ich nicht leicht eine Grausame finden würde, durfte ich hoffen. Mir stand die Wahl ziemlich frey, dennoch war sie nicht leicht. Der Gegenstand mußte so viele Vorzüge haben, daß man glauben konnte, Graf Guiche habe sein Herz an sie verloren, und dennoch sollte er eigentlich so unbedeutend seyn, daß Sie, Sie, die einzige Königinn meines Herzens, keine wirkliche Nebenbuhlerinn in ihr sehen konnte. Noch erinnere ich mich Deines Erstaunens, als Du, von Deiner Verwundung wieder hergestellt, einige Tage nach Paris kamst, und mich als den erklärten Verehrer der Frau von la Chalais fandest. Ich ließ Dich einen Theil meines Geheimnisses errathen, — mein Herz ganz vor Dir zu enthüllen, wagte ich nicht. Hatte ich mir doch selbst die Tiefe und Unheilbarkeit meiner Wunde nicht gestanden. Damahls zwar übrigte mir noch ein Rest von Kraft. Der Aufenthalt in St. Cloud hat ihn mir völlig geraubt. So täglich, stündlich in ihrer bezaubernden Nähe, und Zeuge ihres tadellosen Betragens zu seyn, der Geduld, mit der sie die oft

kleinlichen Launen ihres Mannes erträgt, der Klugheit, mit der sie ihnen zu begegnen, sie den Augen der Übrigen zu entziehen weiß, der liebevollen Sanftmuth, mit der sie Jeden, der sich ihr naht, auch den Geringsten, behandelt — wer ist es, der sich stark genug gefühlt hätte, um den ersten Stein auf einen Unglücklichen zu werfen, den seine Kraft allmählig verließ, und dem seine angefangene Rolle länger fortzuspielen unmöglich wurde? Dann kam der Auftritt von gestern — ihre Gefahr, meine Angst um sie. — Jetzt weiß sie gewiß, was sie wohl längst geahnet, daß ich sie mit glühender Leidenschaft liebe. Aber auch mir hat ein Strahl des Himmels geleuchtet. Er verbirgt sich nur zu schnell hinter drohenden Gewittern. Monsieur ist zur Eifersucht geneigt, an aufmerksamen Spähern fehlt es nicht am Hofe, so wenig als an Zwischenträgern und Intriguanten, die sich Verdienste erwerben, die Hand im Spiele haben, wichtig scheinen wollen. Man wird uns belauern, man hat es vielleicht schon gethan. Man wird den König, die strenge Anna von Österreich gegen sie aufreizen, man wird die unangenehmen Auftritte, die schon einmahl vorgefallen, vielleicht mit doppelter Schärfe erneuern. Sie soll

krank seyn, zu Bette liegen. Es ist möglich, daß Schrecken und Angst sie erschüttert haben, es ist möglich, daß ihre Seele einen Kampf besteht. Gott! großer Gott! welche Qual und welche Seligkeit liegt in dieser Möglichkeit! O wenn ein Kampf der Liebe und Pflicht in ihr statt fände! — Wenn —

Und ist es mir erlaubt, zu zweifeln? Sehe ich nicht ihre Augen, und den Ausdruck, mit welchem sie sie auf mich richtete, überall vor mir? O ich bin unaussprechlich selig und unaussprechlich elend! Ich gleiche dem Missethäter, der seinen Tod am dritten Tage vor Augen hat, und noch mit vollen Zügen die Freuden des Lebens schlürft, die man ihm unbedenklich reicht. Ich sehe düsteres kommen, für Sie, für mich. Und doch ist es mir nicht möglich, irgend etwas zu bereuen. Mag geschehen, was will! Ich werde Allem, was mich trifft, mit festem Muthe entgegen gehen, und den Himmel um Kraft anflehen, auch für sie sorgen, um das drohende Gewitter schonend über das theure Haupt hinleiten zu können. Gut wäre es, liebster des Vardes, wenn Du Dich jetzt von Deinen Geschäften abmüßigen und nach Paris kommen könntest. Es wäre wohl möglich, daß ich in den Verwicklungen, die sich rings um

uns erheben werden, Deiner treuen Freundschaft, Deines klugen Rathes, oder deiner Thätigkeit bedürfte. Kannst Du dieß irgend möglich machen, so weiß ich, daß ich auf Dich zählen kann, und so lebe wohl!

Vierzehnter Brief.

Fräulein von Montalais an ihre Schwester Frau von l'Escüre.

Fontainebleau im August.

Endlich, dem Himmel sey Dank, sind wir seit ungefähr acht Tagen der engen Kerkerhaft in den Krankenzimmern der Prinzessinn entledigt. Der Zufall im Garten hatte sie heftig angegriffen; es war nicht der Schrecken oder die körperliche Erschütterung allein, es war, wie ich überzeugt bin, auch die Gemüthsbewegung. Sie erhohlte sich sehr langsam, erst am fünften Tage durfte die Königinn, und am sechsten der König das Zimmer betreten, in dem sie, auf dem Ruhebett liegend, noch sehr schwach und erschöpft, die Besuche empfing. Früher waren bloß wir und die Hofärzte um sie, und Monsieur, der alle Tage vier= bis fünfmahl regelmäßig erschien, sich

nach dem Befinden seiner Gemahlinn zu erkundigen. Nun aber sieht sie wieder Leute in ihren Zimmern, hat auch der Königinn schon ihren Gegenbesuch gemacht, und nun kehre auch ich ins thätige Leben zurück, in welchem sich seit vierzehn bis fünfzehn Tagen gar manches zugetragen hat, was mehr oder minder Bezug auf jenen Vorfall im Garten hat.

Die erste Folge jenes Auftritts ist, wie zu erwarten stand, der Bruch des Verhältnisses zwischen Frau von la Chalais und dem Grafen Guiche. Sie hatte es ihm sehr übel genommen, daß er ihren Wagen verlassen hatte, um Monsieur, wie er sagte, zu Hülfe zu eilen. Sie stellte ihm umsonst ihre eigene Gefahr und Angst vor, der Undankbare verließ sie doch, ihre Pferde geriethen indessen in die allgemeine Verwirrung, ihr Kutscher fiel vom Leitsitz, sie schrie aus Leibeskräften um Hülfe, sie rief den Nahmen des Grafen — Vergebens! Ihre Schreckenstöne verhallten in dem Lärmen, der um sie herum war. Endlich, als die Ordnung wieder hergestellt, ihre Leute und sie selbst zur Besinnung gekommen, und die Überzeugung gewonnen war, daß, außer dem Schrecken, Niemand ein Unglück gehabt hatte, verließ auch sie mit allen

Übrigen ihren Wagen, und folgte dem Schwarm dorthin, wo ein Anblick ihrer wartete, der freylich nicht geeignet war, ihre schon beleidigte Eigenliebe mit dem Grafen zu versöhnen. Man sagt, er habe ihrer gar nicht wahrgenommen, als sie nicht fern von ihm in dem Kreise stand, welcher die Prinzessinn umgab, und als er sich zuletzt auf des Königs Geheiß entfernen mußte, soll er bey ihr vorübergegangen seyn, ohne sie zu sehen. Andere behaupten, sie habe ihn angerufen, er habe sie gegrüßt, sey aber vorbeygeeilt ohne sich aufzuhalten. Wie dem immer sey, es soll ein furchtbares Gewitter über des Grafen Haupt ausgebrochen seyn, er soll sich schlecht, oder vielmehr gar nicht gegen alle ihre Vorwürfe und Schmähungen vertheidigt, und sich so benommen haben, — wenigstens sagen das ihre Freunde — als wäre ihm diese Gelegenheit eben erwünscht, um ein Band zu zerreißen, das ihm lange schon beschwerlich gewesen. Genug, sie sind getrennt, und dieses Ereigniß, zusammengehalten mit jenem nächtlichen Unfall, der es eigentlich veranlaßte, gab der Welt allerley zu denken, und noch mehr zu vermuthen, und beschäftigte mehrere Tage alle Geister, bis eine neue Erscheinung das schnellveraltete verdrängte.

Monsieur ist abermahl, vielleicht zum fünfzigsten Mahl verliebt, und betreibt dießmahl die Sache mit einem Eifer, und zugleich mit einer Öffentlichkeit, die besonders auffällt, wenigstens mir und jenen, welche ein Bischen tiefer zu blicken gewohnt sind.

Bey jenem berühmten Ballet hatte eine Dame, die, seit sie sich hier am Hofe hat vorstellen lassen, viele Sensation gemacht hat, die Herzoginn von Valentinois, Graf Guichens Schwester, und ihm in den Zügen des Gesichts so wie in Anmaßung und Hochmuth ähnlich, eine von den größten Nebenrollen. Sie spielte die erste von Armidens Nymphen und gleichsam ihre Vertraute; ja man sagt sogar, Madame habe einmahl davon gesprochen, ihr die eigne Rolle, Armide, abzutreten, dieß aber habe der König nicht zugegeben. Man muß gestehen, die Valentinois tanzte anmuthig, und sah bey den vielen Lichtern gut genug aus, denn man bemerkte die Pockennarben nicht, die sie sonst in der Nähe und am Tage verunstalten. Diese Frau nun, die mit einer an Unbesonnenheit und kindischen Übermuth gränzenden Lebhaftigkeit einen beleidigenden Stolz verbindet, womit sie alle jene von sich ferne zu halten weiß, die ihr

nicht behagen — und deren sind viel — erfreut sich seit jenes Ballets der offenbaren Huldigung Monsieurs, und nimmt die zärtlichen Bestrebungen des ersten Mannes in Frankreich nach dem Könige mit einer so scheinbaren Gleichgültigkeit, aber mit einer darunter so fein versteckten Coquetterie auf, daß man den Lehrer in dieser Kunst, ihren Bruder, in diesem Betragen nicht verkennen kann, und Monsieur mit jedem Tage verliebter wird.

Während nun Monsieur der stolzen Valentinois den Hof macht, scheint nur Madame nichts von dem zu sehen, was die ganze Welt sieht und bespricht. Sie spielt jetzt auf einmahl die pflichtmäßige Gemahlinn, nähert sich dem Herzoge, so viel sie kann, und entfernt sich in eben dem Maße und mit großer Strenge von demjenigen, den sie, wie ich doch nur zu gut weiß, heimlich liebt, und eben so von ihm geliebt wird. Und auch er beobachtet ein eben so sonderbares Betragen; er ist durch ihre scheue Entfernung gebannt, wie es scheint, voll Ehrfurcht, Zurückhaltung und unbedingter Ergebenheit. Ich kann mich zuweilen eines heimlichen Lachens nicht enthalten, wenn ich dieß Benehmen sehe, das wohl einen Ritter der Tafelrunde, oder einen Zeitgenossen des ehr-

lichen Messire Jean de Joinville, nicht aber einen jungen Mann vom Hofe Ludwig des Vierzehnten kleiden möchte.

Über dieß Alles, was mir oft genug zu denken gibt, hat sich seit kurzem — seit Madame nähmlich wieder Leute in ihrem Apartement sieht — ein Marquis des Vardes, ein Jugendfreund des Grafen Guiche, an unserm Hofe vorstellen lassen, und erscheint seitdem regelmäßig. Es ist ein Mensch, den man nicht leicht vergessen wird, wenn man ihn einmahl gesehen hat. Brennend schwarze Augen, die Jeden, auf den sie sich richten, durch und durch zu forschen scheinen, eine Habichtsnase, eine meist kahle Stirn, feine festgeschloßne Lippen, und ein gelblichtes Teint bilden eine Physiognomie, die, ohne häßlich zu seyn, etwas Abstoßendes hat, und lassen auf vielen Scharfsinn, aber auch auf Eigenwillen und Geistesstärke schließen. Guiche scheint sehr an ihm zu hängen, ja er ist der Einzige, vor dem sein Übermuth sich beugt. Diesen Mann habe ich nun schon mehreremahle, wenn er sich unbemerkt glaubte, unsere Gebietherinn mit scharfem brennenden Blicke betrachten gesehen; ich habe beobachtet, daß er sich ihr zu nähern, von ihr bemerken zu machen sucht. Was soll das? Liegt

hier ein Complott zwischen ihm und Guiche zum Grunde, dessen Ziel Madame ist? Von welcher Art ist dieß Complott? Ist des Grafen Schwester vielleicht auch mit verflochten? Weiß Madame um dieß Vorhaben? Alle diese und noch viele ähnliche Fragen und Zweifel jagen sich nun oft in meinem Kopfe, und ich gestehe Dir, sie beunruhigen mich, denn sie lassen mich fürchten, daß Madame außer mir Vertraute haben oder bekommen könnte. Sollte es möglich seyn, was mir schon öfters wie ein böser Gedanke eingefallen ist, daß Madame, mittelst der Valentinois oder des des Vardes, heimliche Zusammenkünfte mit dem Geliebten haben, und sie sich Beyde in diesem trauten Beysammenseyn für den Zwang entschädigen sollten, den sie sich vor der Welt anthun müssen? Ich gestehe Dir, wenn ich ihr höchst seltsames Betragen gegen einander bedenke, weiß ich mir es oft nicht anders zu erklären. Und dennoch weiß ich eben so gewiß, daß ich meine Gebietherinn aufs Genaueste beobachte, und so viel wie möglich mich in Kenntniß aller ihrer Schritte zu halten suche. Wenn sie nun, ungeachtet dieser meiner Vorsicht, durch andere Personen an ihr verstecktes Ziel gelangt, so müssen diese Personen sehr

schlau und sehr geschickt seyn. Dieß alles zu erforschen, und wenn ich es erforscht habe, jene Ungebethenen zu entfernen, und allein Meisterinn des Geheimnisses zu seyn, ist die schwierige Aufgabe, die ich mir gesetzt habe.

Fünfzehnter Brief.

Prinzessinn Henriette an Lady Honoria Montague.

Fontainebleau, im August.

Schon einmahl, meine geliebte Freundinn, habe ich Dir mein wundes Herz gezeigt, und Du hast mein Vertrauen liebevoll aufgenommen. Zu wem könnte ich wohl mit meinen Klagen fliehen, als zu Dir, zu Dir, die mein Herz von Kindheit an kennt! Sonst wohl war meine gute Mutter die erste Vertraute meiner Seele, und bis auf jene unselige und doch so schöne Nacht konnte ich ihr jeden meiner Gedanken erzählen. Das ist leider nicht mehr so! Durfte ich ihr Gemüth, das ohnedieß durch das Schicksal unsers Hauses gebeugt ist, mit diesem neuen Gewichte meines Unglücks belasten? Durfte ich ihr, als sie jüngst besorgt an meinem Krankenlager saß, die

Tiefen dieses zerrissenen Herzens enthüllen, und eine Schwachheit eingestehen, die ihr ernstes Pflichtgefühl verdammen mußte? Nein! — das war unmöglich. Aber klagen muß ich meinen Schmerz, Theilnahme und Trost auswärts suchen, hier gibt sie mir Niemand. Doch nein! Ein Herz ist, das tief und ganz mit mir fühlt. — Aber von diesem Einen gebeut meine Pflicht, mich streng zu entfernen. Dir darf ich Alles gestehen, und diese Blätter kommen in keine entweihende Hand. Ich übergebe sie stets selbst deinem Oheim, dem Abbé, den ich oft bey der Königinn Mutter zu sehen Gelegenheit habe, und so gelangen sie ungefährdet in Deine Hände.

Ich habe ihn nun wiedergesehen. — Nie werde ich den Eindruck vergessen, den sein Anblick nach einer Trennung von beynahe zwey Wochen und nach jener Scene im Garten auf mich machte. Sein Herz hatte mich ganz errathen, ohne Wink, ohne Abrede war sein Betragen genau so, wie ich es nur wünschen konnte; kein Blick, kein Wort anders als sonst; dieselbe Freymüthigkeit des Benehmens gegen Andere, dieselbe ehrerbiethige Zurückhaltung gegen mich, die er jederzeit beobachtet hat. Er schien heiter, geistreich wie sonst; er war die Seele des

Kreises, der ihn zunächst umgab; doch dieser Kreis war etwas fern von mir. Ich dankte ihm dafür, und ich allein bemerkte doch in den tiefern Zügen, in dem trübern Blick dieser schönen Augen, daß eine Veränderung in seinem Innern vorgegangen war. Ich allein fühlte den Zwang, der sein Benehmen beherrschte, und den Niemand sonst gewahrte.

O, unsere Herzen verstehen sich ganz! In St. Cloud haben hundert Anlässe, Gespräch, Lectüre, Musik, ernste Unterhaltungen oder jugendliche Freuden, mich von diesem vollen Einklang überzeugt. Damahls hielt ich es nur für eine freundschaftliche Übereinstimmung, ich hatte alle Ursache, sein Herz für erfüllt von einer mächtigen andern Empfindung zu halten. Da zerriß jenes nächtliche Abentheuer den trügerischen Schleyer, der schon so manches vorhergehende Ereigniß gelüftet hatte, vollends, und ließ mich in die Flammen eines Vulkans schauen.

Mein Vorsatz steht fest, ihn zu vermeiden, so viel ich kann, und vor allem mich nie mehr mit ihm allein zu finden. Ich bin es mir, ich bin es meiner Pflicht, ich bin es endlich seiner Ruhe schuldig. Diese Liebe muß bekämpft werden, von seiner sowohl als meiner Seite. Ob ich das letzte ganz

zu bewirken im Stande seyn werde, weiß ich nicht, obwohl ich mit Gottes Hülfe ernstlich an mir arbeite. Aber ich wünschte seinem edlen Gemüthe die ehemahlige Freyheit und Ruhe zu verschaffen, die, das sagt mir jeder Blick, den ich auf ihn werfe, für ihn verloren ist.

Viel könnte Monsieur beytragen, diesen ernsten Vorsatz zu unterstützen, wenn er nicht so ganz achtlos für mich durchs Leben ginge. Ich habe suchen wollen, ihn in den Cirkel zu ziehen, der mich jetzt, seit ich wieder Leute sehe, in meinem Appartement umgibt. Das war vergebliche Mühe, denn er flattert um die liebenswürdige Herzoginn von Valentinois, und ist nur dort zu sehen, wo ihre Reize strahlen. Ja, diese Neigung scheint ernstlicher gemeint, als alle seine frühern, und während er der Schwester nachläuft, schickt er den Bruder zu mir, mir Gesellschaft zu leisten. O Honoria! Wie schwer wird mir meine Pflicht!

Guiche's Freund, jener des Vardes, erscheint jetzt sehr oft bey mir, aber ich kann mich nicht recht an ihn gewöhnen. Er hat Verstand und Kenntnisse, seine Unterhaltung ist geistreich und oft belehrend, denn er hat große Reisen gemacht, und viel gelesen. Aber wie so ganz anders geht

aus seines Freundes Gemüthe die schöne Blume geistiger Bildung hervor, ein liebliches Ganzes, dessen einzelne Bestandtheile wir nicht zu erkennen vermögen, das uns aber erfreut, so wie es ist! Des Vardes belehrt uns alle Augenblicke; er weiß erstaunlich viel, aber wir müssen es auch erfahren, wo, wie, und mit welchem Kraftaufwand er das erwarb, was wir bewundern. Er läßt seine Überlegenheit überall fühlen. Niemand genügt ihm, und ich habe noch nicht ergründen können, ob ein wirklich großer innerer Werth, oder ein höchstanmaßender Egoismus diese Forderungen hervorbringt. Ich für meinen Theil wäre geneigt, das letztere zu glauben; aber daß Guiche's Geist sich vor dem seines Freundes beugt, daß er ihn so hoch hält, macht mich doch glauben, daß er auch wirklich hoch stehe, und so gebe ich mir Mühe, die antipathetische Abneigung zu überwinden, die mich von diesem Manne fern hält. Noch sonderbarer ist es, daß, wie sonst gewöhnlich zu geschehen pflegt, des Vardes diese Antipathie nicht zu theilen scheint. Er nähert sich mir auffallend, er richtet das Gespräch oft an mich, unterordnet sein Urtheil dem meinigen, gibt sich das Ansehen stets einerley Meinung mit mir zu seyn, und erweiset mir eine Art von Huldigung,

die mich überrascht, ohne mich zu erfreuen, um so mehr, da er allgemein für einen Verehrer der Gräfinn von Soissons gilt, die meine Gönnerinn nicht ist. Vielleicht hat er die Absicht, sich mir und seinem Freunde zum Mittelsmann aufzudringen. Es wäre möglich. Davor würde ich zittern. Und überhaupt — eine unglückliche, eine hoffnungslose Neigung, die sich selbst den Stab bereits gebrochen hat, bedarf keines Vertrauten.

Sechzehnter Brief.

Fräulein von Montalais an ihre Schwester Frau von l'Escüre.

Fontainebleau, im October.

Nun geht der Sturm los. Alles ist aufgeregt, und je länger und trügerischer die Ruhe war, in der sich die Parteyen wiegten, je heftiger kämpfen nun die Leidenschaften gegen einander. Du weißt, daß ich Madame in Verdacht hatte, durch andere Personen ihr geheimes Liebesverständniß mit dem Grafen fortzusetzen; denn mir kam ihr zurückhaltendes Betragen gar zu unnatürlich vor. Es war doch Wahrheit, aber mir wurde die Zeit dabey lange. Indeß glimmte die Leidenschaft im Stillen fort, und griff vielleicht eben deßwegen mächtiger um sich, je strenger sie sich äußerlich bekämpfte. Sey es nun, daß die Zeichen derselben, so wie mir, auch Andern bemerkbar

wurden; sey es, daß gehässige Absichten thätig waren — genug, Monsieur, der bisher alles ruhig mit angesehen hatte, der, bloß mit seiner Liebe zu Valentinois beschäftigt, nichts außer ihr zu hören und zu wissen schien, und dem selbst der Vorfall im Garten die Augen nicht geöffnet hatte — Monsieur trat vor einigen Tagen zur ungewöhnlichen Stunde und mit einem Gesichte, das Unheil verkündete, in Madame's Cabinett. Er ersuchte sie, uns alle zu entfernen, und nun brach ein fürchterliches Ungewitter über Madame sowohl als den Grafen Guiche los. Ich war so klug gewesen, im Nebenzimmer zu bleiben, und da der Herzog sehr laut und heftig sprach, konnte ich das Meiste verstehen, aber auch aus dem, was er sagte, deutlich abnehmen, daß diese plötzliche Entdeckung durchaus nicht das Erzeugniß seines Scharfsinnes, sondern irgend eines Verraths, einer Anstiftung war. Madame weinte, das hörte ich, und sprach das Wenige, was sie sagte, mit ruhiger Würde. Darum konnte ich auch nicht recht vernehmen, was sie antwortete; nur ein Paar Mahl hörte ich die Worte: „Mein Bewußtseyn ist rein. — Wer wagt mich anzuklagen?“ Hierauf konnte oder wollte Monsieur nicht antworten. Ich vermuthe aber, daß sie in ihn

drang, ihr denjenigen zu nennen, der sie verrathen, denn Monsieur ereiferte sich immer mehr, und sprang, ohne jene Auskunft zu geben, auf allerley andere Vorwürfe über. Endlich wurde auch Madame lebhafter, ihre Stimme erhob sich, und ich hörte sie den Nahmen der Valentinois mit höhnischem Tone nennen. Jetzt brach Monsieurs heftigster Zorn los. Er beschuldigte diese Frau, die er vor kurzem angebethet hatte, der schwärzesten Falschheit, er sagte, daß ihm nun die Augen geöffnet worden seyen, und er das schändliche Complott ganz durchschaue, durch ihren Bruder und sie, ihn, den Herzog, zu umgarnen, und sich seines Willens vollkommen zu bemeistern.

Das sind Hirngespinste! rief Madame: Ihr widersprecht Euch selbst. Hätte Guiche solche listige Plane, so hätte er sie ja durch die Leidenschaft für mich, deren Ihr ihn beschuldigt, zerstört. Ein wahrhaft Liebender ist keiner so feinen Berechnung fähig.

Es ist doch so! Es ist so! rief Monsieur: Wollt Ihr mir abstreiten, was ich gesehen und gelesen habe? Das Complott existirt, aber mich muß man nicht so leicht zu täuschen glauben. Ich will dieser schlauen Herzoginn und ihrem kühnen Bruder

zeigen, daß man meinen Zorn nicht ungestraft reizen darf.

Bey diesen Worten konnte ich hören, daß die Prinzessinn ihn unterbrechen wollte; er aber ließ sie nicht sprechen, sondern sprach heftig fort, und stürmte endlich zur Thüre heraus. Ich sprang schnell hinter den damastenen Vorhang des Fensters, um nicht gesehen zu werden, und er schoß bey mir vorbey, ohne mich zu bemerken.

Gleich darauf erklang die Glocke meiner Gebietherinn, sie saß oder lag vielmehr in die Kissen des Sopha zurückgelehnt, und trotz der Blässe ihrer Züge konnte ich die heftige Bewegung erkennen, in welcher sich ihr ganzes Wesen befand. Ohne sich über irgend Etwas zu erklären, forderte sie ein Glas Wasser und eine beruhigende Arzney, gewisse Tropfen, die sie zuweilen nimmt. Sie sprach kein Wort, ich durfte daher auch nichts sagen, und so verging der Tag dem Anscheine nach ruhig, nur daß Madame, unter dem Vorwande oder wegen wirklicher Kopfschmerzen, sich früh zurückzog, und zu Bette ging. Auch am folgenden Tage blieb es so, wo Madame sich in ihrem Schlafzimmer hielt, und Niemand sah. Monsieur hatte seit je-

ner Scene ihr Appartement nicht mehr betreten. Unter andern Umständen hätte sie wohl seine Abwesenheit sehr gelassen ertragen, jetzt, wo er im Zorn und unter Drohungen von ihr gegangen war, beunruhigte sie sein Außenbleiben, und ich konnte es der Art, wie sie fast bey jedem Eintretenden sich nach dem König und Monsieur erkundigte, wohl anmerken, daß sie nicht ohne Besorgnisse war. Ich fand es daher vorsichtig und selbst pflichtmäßig, Alles anzuwenden, um Etwas zu erfahren, was meine Gebietherinn beruhigen konnte, und ging auf die Jagd von Neuigkeiten aus. Bald vernahm ich denn, daß Monsieur einen heftigen Wortwechsel mit Graf Guiche gehabt, daß dieser hierauf, scheinbar ruhig aber mit zornfunkelnden Augen, des Herzogs Zimmer verlassen, sich in dem seinen eingeschlossen und befohlen habe, Niemand vorzulassen. Bald darauf habe er einen reitenden Bothen nach Paris an seinen Vater expedirt, und sey nicht mehr aus seinem Appartement gekommen. Das war Alles, was ich erfuhr, es war wenig, und doch vielleicht viel. Ich kehrte damit zu Madame zurück, aber ich hüthete mich wohl, merken zu lassen, als beantworte ich mit dieser Nachricht die ängstlichen Fragen, die ihre Augen an jeden richteten, der

ihr Zimmer betrat. Wie eine der vielen kleinlichen Wichtigkeiten, die man sich mittheilt, weil man nichts anders zu reden weiß, brachte ich den letzten Theil derselben, ohne des Wortwechsels zu erwähnen, im Gespräche vor, das ich mit einer unserer Damen im Beyseyn der Herzoginn halblaut führte, während sie auf dem Ruhebette lag. Ich bemerkte sogleich, daß Madame hoch aufhorchte, dann schickte sie Fräulein von Chevreuse hinaus, um dem Huissier, der im ersten Vorzimmer steht, einen Auftrag zu geben, der sie einige Minuten aufhalten mußte; und so wie die Chevreuse aus dem Zimmer war, richtete sie mit anscheinender Gleichgültigkeit die Frage an mich, was wir geplaudert hätten? Ich trat zu ihr, und nun wir allein waren, erzählte ich ihr Alles, und konnte den Eindruck wohl gewahren, den die Nachricht von einer zwischen ihrem Gemahl und ihrem Freunde vorgefallenen Scene auf sie machte; doch antwortete sie nichts, und blieb nur in tiefe Gedanken versunken. Die Chevreuse kam zurück, Madame war düster und schweigsam, und als wir nach einer Weile wieder einige Augenblicke allein waren, rief sie mich zu sich, und ertheilte mir mit großer Umsicht, damit uns ja Niemand hören könne, den Befehl, ihr mor-

gen bestimmtere Nachricht von dem zu bringen, was ich ihr erzählt.

Den andern Morgen, so wie ich aus unsern Gemächern trat, um mich nach Graf Guiche und Monsieur zu erkundigen, der beynahe zwey Tage sich nicht im Zimmer seiner Frau hatte blicken lassen, überraschte mich die Kunde, welche den ganzen Hof mit Verwunderung und Neugier erfüllte: der alte Marschall von Grammont habe seinen Sohn plötzlich nach Paris berufen, ihm untersagt, je wieder am Hofe Monsieurs zu erscheinen *), und der Sohn habe sich diesem Befehle ohne Widerrede unterworfen. Diese Neuigkeit, mit dem, was früher vorgefallen, zusammengehalten, war von der höchsten Wichtigkeit für Madame, aber auch von der Art, um ihr nur mit Vorsicht mitgetheilt zu werden. Ich eilte also zurück, um sie ihr zuerst auf die schonendste Weise zu hinterbringen, und jeder übeln Folge vorzubeugen. Hätte ich früher nie an eine zärtliche Verbindung zwischen diesen zwey Personen geglaubt, so müßte sich mir das Verständniß in diesem Augenblicke eröffnet haben. Madame erblaßte, ihr Auge starrte mich trüb und un-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

sicher an, ihre Lippen fingen an zu beben, und ein krampfhaftes Zittern bewegte alle ihre Glieder. Sie wollte sprechen, aber sie vermochte es nicht.

Mein Gott! rief ich: Eure Hoheit wird nicht wohl. Darf ich um jene Tropfen —

Sie winkte mir zu bleiben. Sie strebte sich zu fassen, es war sichtlich, wie der stärkere Geist mit der erschütterten Natur rang, und endlich den Sieg davon trug. Sie richtete sich aus den Kissen auf, denn sie lag noch zu Bette, weil es früh war, und sagte: Montalais! Deine Nachricht hat mich sehr betroffen. Ich muß fürchten, daß Monsieur etwas Unangenehmes zugestoßen sey, weil ich ihn so lange nicht gesehen, und auch der Schritt, den der alte Marschall gethan, deutet auf höchst unangenehme Vorfälle. Das alles bekümmert, beängstigt mich. Du bist ein gutes Mädchen, das hat mir dein Betragen in den letzten Tagen bewiesen. Fahre fort, dich meiner guten Meinung werth zu erhalten, suche den Grund dieser Geschichte zu erfahren, deren letzte Resultate wir nur vernommen haben, aber vor allem, sey verschwiegen und klug!

Ich ließ mir das nicht zweymahl sagen. Mein Herz jauchzte auf in mir. Ich hatte nun das

Ziel meiner Bestrebungen erreicht, ich faßte Einen Faden des verschlungenen Gewebes — Madame hatte meine Dienste gewürdigt und mir einen geheimen Auftrag gegeben. Mit lebhafter Freude, die sich aber nur als besorgte Rührung gestalten durfte, ergriff ich, indem ich vor ihrem Bette auf die Kniee sank, die Hand meiner fürstlichen Frau, drückte sie an meine Lippen, und schwor ihr, daß meine Kräfte nur ihrem Dienste gewidmet seyn sollten, und daß sie sich bald überzeugen werde, ihre Huld keiner Unwürdigen zugewendet zu haben. Für jetzt aber bäthe ich sie, sich zu beruhigen und ihre Mienen zu erheitern, weil alle Augenblicke eine von ihren Frauen, oder von den Damen, denen der Zutritt gestattet war, eintreten könnte. Sie folgte meinem Rathe, und die Nützlichkeit desselben bewährte sich, ehe eine halbe Stunde verging. Denn so wie Madame ihr Bette verlassen hatte, stürzte Mademoiselle de Montpensier, des Königs Muhme, ins Zimmer, eilte auf Madame zu, und überschüttete sie, nach ihrer lebhaften Art, mit einem Strom von Worten, deren Inhalt die Neuigkeit des Tages, nähmlich die Abberufung des Grafen von Guiche durch einen Befehl seines Vaters, war. Als dieser Bericht geendet war, den Ma-

dame, durch mich vorbereitet, ganz ruhig anhörte, fuhr jene also fort: Wisset Ihr aber auch die wahre Ursache dieses überraschenden Ereignisses? Wisset Ihr, daß Monsieur und Graf Guiche sich vorgestern fürchterlich gezankt haben, und daß der übermüthige Günstling sich mit solcher Kühnheit gegen den Herzog benommen, daß jene, die im Vorzimmer Zeugen dieses Auftrittes waren, alle Augenblicke glaubten, es würde zu den Waffen zwischen ihnen kommen?

Ich konnte die Angst bemerken, mit welcher Madame diese heftige Rede anhörte, indem sie bey jedem Worte den wahren Grund des Streites und ihren Nahmen zu hören zitterte. Sonderbar genug schien ihn Mademoiselle nicht zu kennen; denn daß sie ihn entweder aus Schonung für Madame verschwiegen, oder aus schlauer Absicht, um die Schuldige besser auszuhohlen, sieht ihr beydes nicht gleich. Ich vermuthe also, Monsieur habe so viele Achtung für sich und seine Frau gehabt, um den Streit, in so weit er sie betraf, nicht mit lauter Stimme zu führen. Oder hat ihm sein ehemahliger Liebling noch so sehr imponirt, daß er es nicht wagte, ihm sein ganzes Vergehen vorzuhalten? Weiß Gott! Genug, das Gefürchtete ging dießmahl vorüber;

Mademoiselle breitete sich noch eine Weile über des gestürzten Günstlings Stolz und Eitelkeit aus, worin ich ihr im Herzen beystimmte, und entfernte sich dann, ohne in ihrer Lebhaftigkeit etwas von dem Eindrucke zu bemerken, den ihre Erzählung hervorbringen mußte.

Im Verlaufe des Tages kamen nun eine Menge Besuche, wie das gewöhnlich ist. Madame wäre wohl lieber allein gewesen, um ihren Gedanken und Vermuthungen Raum zu geben. Aber so gut wird es den Mächtigen selten, und sie mußte die ärgerliche Geschichte, die sie weit tiefer berührte, als die Meisten dachten, noch oft anhören und darüber sprechen. Die Meisten, sage ich; denn daß Einige darunter waren, welche weiter sahen, und die wahren Triebfedern dieser Bewegungen errathen hatten, möchte ich wohl wetten. Nahmentlich glaube ich hier die Königinn Mutter nennen zu können, die, von der Frau von Motteville begleitet, unter dem Vorwande kam, sich nach der Gesundheit meiner Gebietherinn zu erkundigen, ein Besuch, der sehr selten, und nur bey wichtigen Anlässen statt findet. Denn wie gewöhnlich in den Familien, so auch in der königlichen, ist die Schwiegermutter die erklärte Gegnerinn der Tochter. Von diesem

allgemeinen Gesetze wird nur zu Gunsten der jungen Königinn eine Ausnahme gemacht, weil sie eine Tochter des geliebten Bruders, und eine Spanierinn ist. Da nun Madame sich dieses Vorzugs nicht erfreut, so lastet oft, und wie es scheint, auch dießmahl, der Unwillen der Königinn Mutter auf ihr. Sie konnte es nicht unterlassen, ein Paarmahl anzubringen, daß Monsieur sich heute und gestern fern von Versailles, ganz allein und nur von seinem dienenden Gefolge begleitet, mit der Jagd belustige; sie betonte die unterstrichenen Worte scharf, denn Graf Guiche war sonst bey dergleichen Unterhaltungen des Herzogs unzertrennlicher Gefährte gewesen, und sie wollte zeigen, daß sie wisse, Monsieur sey mit seiner Frau in gespanntem Verhältnisse. Madame litt sichtbar durch alle diese Gespräche; gegen Abend vermochte sie es nicht mehr auszuhalten, sie war bemüßigt, einige Damen, die noch um ihr Sopha herum saßen, zu entlassen, und wer sie ansah, konnte nicht zweifeln, daß sie wirklich krank sey. Die Nacht war ihr, wie ich am andern Morgen sehen konnte, schlaflos vergangen. Sie klagte aber über nichts als über Kopfschmerz. Ich bath und beschwor sie endlich, den Arzt rufen zu lassen. Wozu? rief sie aus:

Was mir fehlt, kann kein Arzt heilen. O es ist traurig, so allein unter lieblosen Menschen zu stehen!

Diese Worte, der Ton, womit sie gesprochen wurden, der zum Himmel gewendete Blick des schönen blauen Auges, der sie begleitete, rührten mich wirklich, und was schon die Klugheit mir rieth, bewog mich nun auch mein Gefühl zu thun. Ich ergriff ihre Hand, betheuerte ihr meine Anhänglichkeit und Treue, und bath sie zu glauben, daß ich bereit sey, Alles zu unternehmen, was sie von mir verlangen, was beytragen könnte, sie zu beruhigen und zu trösten. Sie wendete sich gegen mich, sie sah mich befremdet an — dann sagte sie: Marguerite! Ich will glauben, daß du wahr redest, daß es dir ein Ernst sey, mir aufrichtig zu dienen, und mir, die hier von Jedermann verlassen und angefeindet ist, beyzustehen. — Vielleicht — setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu — vielleicht kommt bald eine Gelegenheit, wo ich deine Dienstfertigkeit auf die Probe stellen kann.

Merkst Du, was das sagen will? Und habe ich zu kühne Hoffnungen geäußert? Seitdem ist nichts vorgefallen, auch hält sich Madame in ihren Zimmern. Sie ist noch sehr angegriffen;

aber ich sehe wohl, daß ein Entschluß in ihr arbeitet, dessen Vollendung ich mit Freude erwarte.

Monsieur hat sich noch nicht bey uns sehen lassen. Es ist nicht anders möglich, als daß dieses auffallende Benehmen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf Madame, auf seinen häuslichen Zwist lenke, und zu Vermuthungen Gelegenheit gebe. Dieß zusammengehalten mit des Grafen plötzlicher Entfernung und mit der eben so plötzlichen Abreise der Valentinois, die vorgestern nach Lyon geeilt ist, um, wie sie sagt, ihren Mann, den Fürsten von Monaco zu erwarten, der von Turin kommen soll, muß den Leuten die Augen öffnen, die Lücken ergänzen, die hier und dort noch etwas Räthselhaftes in dem Gange der Ereignisse ließen, und Madame aufs Ärgste compromittiren. Das fühlt sie auch, und ich habe aus manchen ihrer Äußerungen wohl gemerkt, daß nebst dem Schmerz der Trennung von dem Freunde, nebst dem lieblosen Betragen ihres Gemahls und ihrer Schwiegermutter, die Furcht, ihr Geheimniß der Welt verrathen zu sehen, sie aufs tiefste peinige. Sie dauert mich wirklich, und ich will thun, was in meinen Kräften steht, um ihr Erheiterung und Trost zu verschaffen. Lebe wohl!

Siebenzehnter Brief.

Graf Armand von Guiche an den Marquis des Vardes.

Paris im October.

Als ich Fontainebleau vor vier Tagen so plötzlich verließ, fand ich keine Zeit mehr, um Dich aufzusuchen, und Dir von diesem Schritte sowohl als von dem frühern Vorfall, der die eigentliche Veranlassung zu demselben war, Nachricht zu geben; und in den ersten Tagen meines Hierseyns war mein Geist viel zu verstört, als daß es mir möglich gewesen wäre, die Ruhe zu finden, welche erforderlich ist, um dem Freunde treuen Bericht zu erstatten. Daß ein Auftritt zwischen Monsieur und mir vorgefallen ist, wird Dir das Gerücht erzählt haben, das ja jedes Ereigniß mit Hastigkeit in sein unlauteres Gebieth zieht. Warum er entstanden, kann nur der Her-

zog oder ich mit Wahrheit sagen. Seine Stimme aber erhub sich während der Unterredung so laut und so oft, daß ich nicht zweifle, die Personen im Nebenzimmer müssen Einiges verstanden haben. Die Gelegenheit war vom Zaune gebrochen, wie man zu sagen pflegt, ich sah Wolken auf seiner Stirne schon, wie ich eintrat. Er war mürrisch, unfreundlich, er stimmte einen Ton gegen mich an, den ich nie von ihm gehört hatte, und den ich länger anzuhören nicht geziemend fand. Es ging deutlich aus Allem hervor, daß man ihm etwas gegen mich beygebracht, sein empfängliches Gemüth mit gehässigen Vorstellungen erfüllt hatte. Aus ihm selbst war diese Stimmung nicht gekommen, und so erzürnt er offenbar gegen mich war, so hielt ihn doch die frühere Neigung gegen mich, sein Zartgefühl, vielleicht auch eine gewisse Scheu ab, das eigentliche Wort auszusprechen, das allen seinen aus der Luft gegriffenen Vorwürfen zum Grunde lag: Eifersucht. Ich fühlte es wohl aus Allem heraus, was er sagte. Er erlaubte sich kein erniedrigendes Wort gegen mich; dennoch hatte er so Vieles gesagt, ich so Vieles geantwortet, daß es künftig nicht mehr möglich für mich ist, in den alten Beziehungen gegen ihn zu bleiben. Das habe ich

ihm gesagt, ich habe ihm erklärt, mein Dienst bey ihm müsse in dem Augenblicke zu Ende seyn, wo er ihm nicht mehr gefalle; denn nur dieß Wohlgefallen wäre das Band gewesen, das mich bisher gehalten habe. Er schien im ersten Augenblicke betroffen, im zweyten ermannte sich sein Stolz. Der Bruder des Königs durfte ja nicht verlegen um einen Gesellschafter seyn. Auch weiß ich, daß Hunderte sich zu einer Stelle drängen, die ich gern räume, an der außer der dem Herzog gelobten Treue mich nur Ein schönes aber gefährliches Band festhielt. — Er antwortete nicht, aber er winkte entlassend mit der Hand. Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll, ging, und schrieb meinem Vater Alles, nur nicht meine Vermuthung wegen des eigentlichen Grundes, der den Herzog bestimmt hatte, mich unwürdig zu behandeln. Mein Vater faßte meine Ansicht auf, wie ich es von einem Pair des Reiches und einem alten Soldaten nicht anders erwartete. Er billigte meinen Schritt, und sandte mir sogleich Befehl, Fontainebleau zu verlassen *). So bin ich nun hier. Es ist geschehen, was ich voraussah, aber ich konnte es nicht hindern, und kann es nicht

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

bereuen. Ich fühle es, wie mein Vater es fühlte: ich durfte nicht anders handeln.

Von ihr bin ich nun fern, getrennt, auf lange, vielleicht auf immer. Es ist eine düstere Stimme in mir, die mir sagt: die Tage des Glückes sind vorbey, und du hast dich aus ihrer Sonnennähe selbst verbannt. Zuweilen faßt mich ein heftiger Schmerz, wenn ich dieß bedenke, zuweilen erhebt sich die Vernunft in mir, und predigt mir vor: Ich solle froh seyn, daß die Verkettung der Ereignisse Ihr und mir eine schmerzvolle Zukunft erspart habe. Daß unsere Empfindungen, welche die Pflicht stets verdammte, ein Gegenstand des Tadels der Welt, und ein Quell bitterer Leiden für Sie und für mich gewesen seyn würden, das ist Alles wahr; aber Gefühl und Sehnsucht behaupten ihr Recht, und ich bin höchst unglücklich. Und Sie? Wie wird sie es ertragen?

Gestern in einer Gesellschaft wurde ihrer erwähnt, es hieß, sie wäre sehr krank. — Ich erschrack tödtlich, ich mußte die Farbe verändert und in meinem Äußern die Bestürzung verrathen haben, die mich bey dieser unvorbereiteten Nachricht ergriff. Als ich mich wieder besann, fühlte ich, daß mein Vater mich am Arm gefaßt hatte,

und unter dem Vorwande, mir etwas im ansto-
ßenden Saale zu zeigen, mich aus dem Zimmer
führte. Fasse dich, sagte er im Hinausgehen lei-
se: Dein Gefühl wird dich verrathen, du wirst
lächerlich und schadest Ihr. Das war das erste-
und einzigemahl, daß mein Vater diesen Punct
berührte; ich küßte seine Hand, und schwieg eben-
falls — dann kehrten wir wieder zur Gesellschaft
zurück, und ich vernahm bald darauf, daß das
Gerücht, nach seiner Gewohnheit, übertrieben
hatte. Aber unwohl war sie doch — O das konnte
nicht anders kommen bey diesem zartbesaiteten
Herzen!

Du bleibst in ihrer Nähe, Du Glücklicher!
Du kannst sie täglich sehen und sprechen. Schreib
mir alles, was sie macht, sagt, wie es ihr geht,
ob sie heiter oder niedergeschlagen ist, ob sie nach
mir fragt, mit wem sie sich unterhält, was sie
für Menschen sieht! O schreibe mir Alles und den-
ke, daß jeder Hauch von ihr mir wichtig ist!

Achtzehnter Brief.

Fräulein von Montalais an Frau von l'Escüre.

Fontainebleau, im October.

Der zweyte Schritt ist gethan, und der zweyte Faden des Gewebes ist in meiner Hand.

Noch standen sich alle Constellationen an unserm Hofe feindselig gegenüber, Monsieur war noch nicht bey uns erschienen, die Königinnen und Madame sahen sich wenig und nur auf ceremoniöse Weise, und die Spannung, die zwischen ihnen herrschte, war sehr merklich. Dazu kam noch das Herzudrängen jenes Marquis des Vardes, den zu fürchten ich alle Ursache hatte; da faßte ich denn schnell meinen Entschluß, und entwarf meinen Plan.

Seit ich durch des alten Marschalls Grammont Fürsprache meinen gegenwärtigen Platz am Hofe

erhalten, hatte ich diesen verehrten Freund unsers Vaters nicht viel gesehen. Er kam, seiner Kränklichkeit wegen, selten nach Hofe, und sein Sohn betrug sich im Übermuthe seines Glückes auch nicht so gegen mich, daß er mir Lust und Muth eingeflößt hätte, jene alten mürben Freundschaftsbande zu erneuern, oder mich darauf zu berufen. Jetzt aber galt es, meiner Gebietherinn zu dienen, und einem Fremden zuvorzukommen, der, aller Wahrscheinlichkeit nach auf Graf Guichens Geheiß selbst, sich ihr als Vermittler darstellen konnte. Das durfte nicht geschehen!

Ein Mensch von dunkler Herkunft, der einen kleinen Dienst bey Hofe suchte, und sich einbildete, durch des Marschalls Credit ihn eher als jeder Andere zu erlangen, hatte mich schon längst um ein Empfehlungsschreiben an den mächtigen Mann angesprochen, und ich hatte seiner Bitte noch nie willfahrt, weil ich, wie ich vorhin erwähnte, mir wenig von des Marschalls oder seines Sohnes Rücksicht für mich versprach. Nun aber ließ sich an diesen Schritt Mehreres und Wichtigeres knüpfen, und ich eilte, meinen Widerwillen überwindend, dem Grafen einen überaus höflichen Brief zu schreiben, worin ich ihm den armen Teufel, dessen Bittschrift und Behel=

se ich ihm einschloß, aufs beste empfahl, und mich auf den gütigen Schutz berief, den sein Vater, der Marschall, dem Hause seines alten Waffenbruders, meines Vaters, immer gewährt.

Was ich vorhergesehen und beabsichtigt hatte, geschah alsogleich. Graf Guiche, der mich bis jetzt ganz ignorirt hatte, sah auf einmahl ein, von welchem Nutzen es für ihn seyn konnte, sich eine Person zu verpflichten, die stets und so nahe um den Gegenstand seiner Leidenschaft lebte, und ihm bey demselben wesentliche Dienste leisten konnte. Ich erhielt sogleich am folgenden Morgen einen höchst artigen Brief von dem sonst so stolzen Herrn, worin mir meine Bitte für meinen Schützling in sehr verbindlichen Ausdrücken zugesagt wurde, und noch am Abende desselben Tages eine Einladung von Deiner Schwägerinn, der Parlamentsräthinn, den nächsten Tag, den mein Dienst bey Madame mir frey lassen würde, bey ihr zuzubringen. Ich war wohl zuweilen bey Madame de l'Escüre gewesen, hatte auch ein Paarmahl dort gegessen, dennoch war unsere Bekanntschaft bis jetzt sehr lau betrieben worden. Aber der alte Marschall, neben dessen Hotel Deine Schwägerinn wohnt, kommt oft zu ihr, und macht Abends

seine Parthie mit dem Parlamentsrathe. Es stand mit Einem Augenblicke Alles im klarsten Zusammenhange vor mir, ich sah mit geheimer Freude das Resultat kluger Berechnungen sich vor mir entfalten, und sobald ich mich losmachen konnte, am dritten Tage nach jener Einladung, fuhr ich nach Paris, und wurde von Deinem Schwager noch freundlicher als sonst aufgenommen.

Bey Tische waren, wie ich vermuthet hatte, der alte Marschall und sein Sohn, nebst mehreren Andern, meine Mitgäste. Ich muß gestehen, daß Guiche's Anblick mich befremdete. Es war ein Ausdruck von so tiefem Kummer in seinen Zügen, seine Augen, die sonst von Selbstbewußtseyn funkelten, blickten so trüb, seine Farbe war so bleich, daß ich mit heimlicher Beschämung und doch auch mit Freude erkannte, seine Liebe für meine Gebietherinn müsse von echter Art und wahrhafter seyn, als ich es dem von allen Frauen verzogenen jungen Manne zugetraut hätte.

Nach Tische, als die Spielparthien sich ordneten, wußte er es auf gute Weise einzurichten, daß wir uns Beyde in einer Vertiefung des Fensters zusammenfanden. Hier both nun jene Empfehlungssache eine willkommene Einleitung zum

Gespräch, ich dankte ihm und bath ihn, seinem Vater ebenfalls meinen Dank zu entrichten. Ich knüpfte dann mein Bedauern daran, daß wir ihn gar nicht mehr am Hofe unserer Herrschaft sähen.

Das kann nicht mehr seyn, antwortete er trübe, aber bestimmt: Was zwischen Sr. Hoheit und mir vorgefallen ist, macht es mir unmöglich, dorthin zurückzukehren.

Und sollte sich denn keine Annäherung, keine Versöhnung vermitteln lassen? erwiederte ich.

Er schüttelte finster das Haupt.

Monsieur ist doch der Bruder des Königs.

Eben darum! fiel er strenge ein: Er ist der Prinz, ich bin der Unterthan. Er ist der Beleidiger, ich der Gekränkte. An mir ist es nicht, die ersten Schritte zu thun, die von meiner Seite Kriecherey, von seiner aber nur Gerechtigkeit und Edelmuth wären.

Ihr denkt sehr stolz! konnte ich nicht umhin, einzuwerfen.

Ich denke, wie es einem Pair von Frankreich und einem Soldaten geziemt. — Aber lassen wir das, mein Fräulein! Es ist hier weder der Ort, noch die Zeit, um meinen Streit mit Monsieur zu erörtern.

Habt Ihr aber auch wohl bedacht, hub ich an — denn mir war bange, unsere Unterredung möchte durch die scharfe Wendung, die sie genommen, zu früh abgeschnitten werden — habt Ihr auch bedacht, daß Eure Abwesenheit von Manchen schwer empfunden werden wird?

Er wendete sich schnell um. Eine fliegende Röthe zuckte über seine Züge, sein Auge haftete forschend auf mir: Wie soll ich das verstehen, mein Fräulein?

Madame — ich hatte kaum dieß Wort gesprochen, als eine zweyte, glühendere Röthe sich über sein Gesicht ergoß, und sein Auge mit ängstlicher Spannung auf mir ruhte — Madame (fuhr ich, durch den Erfolg meines Beginnens kühner gemacht, fort) vermißt Euch sehr in ihrem Kreise. Sie ist nicht wohl seit mehreren Tagen, sie denkt der schönen Stunden in St. Cloud, und bemerkt wohl den Abstand, der zwischen jener Zeit und der gegenwärtigen statt hat.

Sein Gesicht spiegelte während dieser Rede, die er mich ungestört vollenden ließ, um gleichsam mit vollen Zügen die Versicherung seines Glückes zu schlürfen, alle Bewegungen seines Innern getreulich ab, Freude und Wehmuth, Sehnsucht und Liebe, Hoffnung und Angst. Seine Augen

füllten sich mit Thränen, die nur ein Rest von Herrschaft über sich noch zurückhielt. Der Pair des Reiches, der Offizier, der Liebling des Hofes war verschwunden, und nur der verliebte junge Mensch stand vor mir, und bewies aufs Neue, was ich schon so oft gedacht, daß das männliche Geschlecht sich wohl das starke nennt, aber hundert Mahl von uns an Klugheit und Selbstbeherrschung übertroffen wird.

Ist's möglich? Ist's möglich? mein Fräulein! rief er, faßte meine beyden Hände, und blickte mich mit entzückten Augen an: Darf ich glauben, was Eure Worte mich ahnen lassen? Sollte Sie — Sie meiner gütig denken? Sollte es ihr leid thun, daß — Er vollendete nicht, er war nicht mehr Herr über seine Stimme.

Jetzt fand ich es nöthig, einzulenken, denn der Köder war ausgeworfen, und kräftig erfaßt worden. Meine Gebietherinn weiß nichts von meinem Briefe an Euch, und von meiner Zusammenkunft mit Euch, Herr Graf, kaum von dem Orte, wo ich mich befinde. Ich muß Euch also bitten, Alles, was ich bereits gesagt habe, oder noch sagen könnte, lediglich als aus meinen Beobachtungen abgezogen, und durchaus als keinen Auftrag zu betrachten.

Er ließ meine Hände los, verbeugte sich ehrerbiethig, und schwieg. Ich fuhr nun fort, ihm Einiges zu erzählen, theils wirklich Geschehenes oder Gesagtes, theils was ich für nöthig hielt, um meine Absicht zu unterstützen. Er hörte mir mit großer Spannung zu, und ich sah mit innerlicher Belustigung, wie es von der Beschaffenheit meiner Worte abhing, um in dem starken Manne, in dem Führer seiner Truppen, freudige und muthlose Gefühle nach meinem Belieben wechseln zu lassen. Aber die Zeit drängte, die Parthien waren geordnet. Er beeilte sich nun, mich um die Erlaubniß zu bitten, daß er mir zuweilen schreiben dürfe, und daß ich mich würdigen wollte, ihm, wenn auch nur selten, zu antworten, und ihm irgend eine Nachricht aus seinem verlornen Paradiese und von jener Person zu geben, deren Glück und Wohlseyn das seinige in sich schlöße.

So war denn unsere Unterredung zu Ende, mein Zweck vollkommen erreicht, und mir nebenbey die Genugthuung geworden, daß das unbedeutende Fräulein aus den Wäldern von Bretagne dem stolzen Grafen Guiche Gnaden spenden, und ihn einer Antwort von ihrer Hand würdigen konnte.

Als ich nach Hause gekommen war, mochte meine Gebietherinn, welche den Ort, wo ich gespeiset hatte, und wohl auch die freundschaftlichen Verhältnisse kannte, in welchen der Parlamentsrath mit dem alten Grafen von Grammont steht, vermuthen, daß etwas vorgegangen war, das Beziehung auf sie haben konnte. Sobald wir daher allein waren, fing sie, unter dem Scheine gleichgültiger Neugier an, mich über das Diner bey Deinem Schwager, über die Personen, die da waren, über die Art, wie ich mich unterhalten habe, auszufragen. Als ich den Grafen nannte, erglühte auch ihr Gesicht; als ich seines melancholischen Aussehens, seiner Blässe, seiner erloschenen Blicke erwähnte, hob sich ihre Brust in tiefen schnellen Athemzügen, und als ich einige der düstern Bemerkungen wiederhohlte, die er im Laufe des Gesprächs geäußert, füllten auch ihre Augen sich mit Thränen. So sind die Verliebten! Kranke Kinder, die man schonen aber leiten muß, zu ihrem, zu unserm Besten.

Seitdem habe ich schon zwey Briefe von Guiche erhalten, und den zweyten beantwortet. Jetzt sinne ich nur auf eine gute Art, um meine Gebietherinn von diesem brieflichen Verkehr, das

sich in ihrer Nähe angesponnen hat, zu unterrichten, und ihr somit die Aussicht zu eröffnen, daß auch sie unmittelbar daran Theil, ja es eigentlich — denn dieß ist meine Absicht — ganz auf sich nehmen könne. Leb wohl!

Neunzehnter Brief.

Fräulein von Montalais an Frau von l'Escüre.

Palais-Royal im November.

Dem Muthigen hilft das Glück, habe ich oft gehört, und habe nun diesen weisen Spruch auch bey mir bestätigt gesehen, so daß nun bereits Alles im besten Zuge, und ich als die beyderseitige Vertraute des verliebten Paares förmlich etablirt bin.

Ich habe Dir vielleicht nicht gesagt, weil es eigentlich zu dem Gange meiner Hauptangelegenheit nichts Wesentliches beytrug, daß der Gemahl meiner Gebietherinn, nachdem er sie sattsam boudirt zu haben glaubte, und nachdem Graf Guiche nicht bloß seinen Pallast, sondern Fontainebleau auf der Stelle verlassen hatte, sich plötzlich wieder, und ohne des Vorgefallenen zu

erwähnen, in dem Appartement seiner Frau einfand, als eben mehrere Damen bey ihr waren. Auch Madame berührte mit keinem Worte, was früher geschehen war, und so fügte sich ein gestörtes Verhältniß ohne viele Mühe wieder in sein altes Geleise, und ging seinen Weg fort. Hauptsächlich mag wohl die Langeweile Monsieur zu diesem Schritte vermocht haben, seitdem Graf Guiche nicht mehr da ist, und auch seine Schwester den Hof verlassen hat, wahrscheinlich um die Entfernung ihres Bruders an dem Urheber derselben zu rächen.

Während aller dieser Veränderungen hatte der vorgerückte Herbst den Hof vermocht, nach Paris zurückzukehren, und mein Briefwechsel mit meinem neuen Schützling ging, durch die Nähe begünstigt, rascher fort. Noch immer aber enthielt Madame sich strenge aller Theilnahme, und selbst ein Brief des Grafen, den ich vor einigen Tagen, als wäre er mir aus der Tasche gefallen, in einem Zimmer verlor, wo Madame, und auch nur sie allein ihn finden mußte, war zwar gewiß gelesen worden, doch fand ich ihn am andern Tage genau an der Stelle, wo ich ihn liegen gelassen. Das ging

mir zu langsam. Ich dachte an den Wahlspruch, den ich im Anfange dieses Briefes hinschrieb, und ließ es ohne weiters den Grafen in meinem nächsten Billet errathen, daß er selbst an die Dame seines Herzens zu schreiben wagen sollte, und daß dieses Wagniß gewiß günstig aufgenommen werden würde. Was ich gewollt hatte, geschah, noch denselben Abend hatte ich einen Brief von ihm an sie, und nun kam es nur darauf an, zu bewirken, daß sie ihn annehme und lese. Aber hier drohte mein Unternehmen zu scheitern. Madame ward ernstlich entrüstet, sie äußerte ihr Befremden, daß Er, der sich sonst mit so viel Zartgefühl als Ehrfurcht gegen sie betragen, sich einen so kühnen Schritt erlauben konnte. Sie schalt mich mit wirklichem Unwillen, und verboth mir, nicht allein des Briefes, sondern selbst des Grafen, der sich so weit vergessen konnte, je wieder zu erwähnen. — Ich ging, halb bestürzt, halb erzürnt über mich selbst und meinen falschen Calcül. Abends, als ich meine Gebietherinn wieder sah, konnte ich deutlich Spuren von Thränen in ihren Augen bemerken. Wem waren diese Thränen geflossen? wem anders als dem Geliebten, und den strengen Pflichten, die sie von ihm schei-

den. Das gab mir neuen Muth, und indem ich vor den Augen der Herrinn die Bereuende, die Tiefgebeugte spielte, erhob sich die Hoffnung des Erfolgs wieder in mir. Des Vardes, den ich im Grunde nicht leiden kann, war öfters bey ihr gewesen, er hatte mir vielleicht unbewußt einen Dienst geleistet, indem er Guichens Andenken in dieser Zeit lebhafter in ihr unterhalten hatte. Eines Tages fehlte bey der Toilette Papier zu Papilloten — sie hielt die Scheere in der Hand, um welche zu schneiden. — Rasch zog ich einen Brief des Grafen an mich aus der Tasche. — Was heb' ich die unnützen Blätter länger auf! rief ich, und reichte ihr den Brief. Ihr Auge fiel darauf, sie erkannte die Schrift, sie erblaßte, ihre Hand zitterte — die Versuchung war zu groß. Ihr Blick durchflog die Zeilen — jede enthielt mit Flammenzügen eine Äußerung der höchsten Leidenschaft, der hingebendsten Liebe. Ich sah, wie eine immer steigende Gluth ihr Antlitz bedeckte. — Die Thüre ging auf, eine Kammerfrau trat ein, mit einer heftigen Bewegung zerdrückte sie das Blatt in ihrer Hand, schob es ein — und verlangte anderes, weicheres Papier zu den Haarwickeln. Den Brief bekam ich nicht sogleich wieder. Weiß Gott, wie oft er gelesen, mit wie vielen Thrä-

nen er bethaut worden seyn mochte! Am andern Tage erregte eine eben so seltsame als unerwartete Neuigkeit den ganzen Hof. Monsieur war den Abend zuvor auf die Jagd gegangen, wie man gesagt hatte, jetzt wollte Jedermann wissen, er sey unter diesem Vorwand von Paris fort, um nach Lyon zu eilen, und seine stolze, grausame Schöne, die Valentinois, ohne die er nicht mehr leben zu können versichert haben soll, zurück zu hohlen.

Diese Nachricht empörte meine Gebietherinn aufs Äußerste — und wahrhaftig, es gehörte auch mehr als Lammesgeduld dazu, um solchen öffentlichen Verirrungen eines Ehemannes gelassen zuzusehen, der sich zu gleicher Zeit das Recht anmaßte, die Gedanken und geheimsten Empfindungen seiner Frau despotisch beherrschen, und den bescheidensten, unterwürfigsten aller Verehrer, dessen Liebe von Seufzern und Blicken lebte, aus ihrer Nähe verbannen zu wollen. Unter den allerhöchsten Personen entstanden große Bewegungen. Madame war sogleich zur Königinn Mutter geeilt, um ihr das erlittene Unrecht zu klagen. Dann kam der König dazu. Den Inhalt dieser Unterredung erfuhr Niemand, er schien aber Madame durchaus nicht befriedigt zu haben.

Abends war des Vardes im Cirkel, er näherte sich der Prinzessinn. — Er sprach von Guiche mit ihr — mein feines Gehör trug mir da und dort ein Wörtchen zu. Am andern Tage gab sie mir den zerknitterten Brief. Hast du mehrere von ihm erhalten? fragte sie mit anscheinender Strenge. Ich warf mich ihr zu Füßen und gestand meine Schuld, daß ich dem Schmerz des Grafen und seinen dringenden Bitten, ihm nur zu erlauben, sich zuweilen nach dem Befinden, nach der Lebensweise meiner Gebietherinn zu erkundigen, nicht hätte widerstehen können. Ich versprach alle diese Blätter auszuliefern, und ging, sie zu hohlen. Es wären nur einige, die arglosesten von allen, denn ich hatte schon längst auf diesen Fall das Packet zubereitet. So brachte ich sie ihr, entfernte mich, und hatte ihr unter den offenen Zetteln an mich, auch jenen noch unentsiegelten Brief an sie übergeben.

Monsieur war noch nicht zurückgekommen, der König hatte eine lange Unterredung mit Madame gehabt. Gegen Abend ließ sie mich rufen. Ich sah, daß sie viel geweint haben mußte. Die Briefe lagen vor ihr. Nimm deine Blätter zurück! sagte sie: Du hast gefehlt, daß du dich ohne mein Vorwissen in einen Briefwechsel mit dem

Grafen eingelassen. Doch die bescheidene Art, wie er ihn geführt hat, spricht ihn und dich von schwererer Schuld los. Jetzt haben sich die Umstände geändert, und ich habe es nöthig befunden, jenen Brief an mich, den ich früher nicht gelesen, und der wichtige Eröffnungen enthält, selbst zu beantworten. Da nimm, sey vorsichtig, und vor Allem bescheiden. Bey diesen Worten gab sie mir das Packet, und zugleich ein kleines, aber äußerst sorgfältig versiegeltes Zettelchen mit des Grafen Adresse, und winkte mir, mich zu entfernen.

So stehe ich nun am Ziele meines Bestrebens — Madame hat ein Geheimniß zu bewahren, und ich den Schlüssel dazu. Sie und der Graf sind mir verpflichtet, ich hebe mich aus der Reihe meiner unbedeutenden Mitschwestern heraus, und hoffe, der Punct, den ich erreicht habe, soll nur indessen eine erste Stufe seyn, von der ich weiter und höher zu steigen erwarten darf.

Zwanzigster Brief.

Die Prinzessinn Henriette an Lady Honoria Montague.

Palais-Royal im November.

Ein wichtiger, ein gefährlicher, aber wie mich meine innigste Überzeugung versichert, ein unabweisbarer Schritt ist gethan. Ich habe einen Brief von Guiche angenommen und beantwortet! Bey diesen Worten sehe ich Dich erstaunen, und mit mißbilligenden Mienen das Haupt schütteln. Noch vor acht Tagen hätte ich in Dein Verwerfungsurtheil eingestimmt; jetzt stehen die Sachen anders.

Mein voriger Brief *) hat Dich von der unwürdigen Scene unterrichtet; in der Monsieur, weiß Gott, durch welche Ohrenbläsereyen aufgehetzt, mir ein seynsollendes Verhältniß mit Graf

*) Er kommt nicht vor.

Guiche vorwarf, und als ich, im Gefühl meiner Unschuld, mich muthig aber ruhig vertheidigte, sich beleidigende Ausdrücke, ja Anspielungen erlaubte, die mein Innerstes verwundeten. Ich kenne ihn recht genau, und weiß, daß trotz seines Leichtsinns sein Gefühl weich, und seine Denkart des erhabenen Hauses würdig ist, aus dem er stammt. Daher konnte ich wohl ermessen, daß jener gemeine Argwohn nicht aus seiner Seele gekommen, sondern von fremder roher Hand in dieß allzuempfängliche Herz geworfen worden war. Was nun darauf folgte, sein Benehmen gegen den Grafen, dessen und seiner Schwester plötzliche Abreise weißt Du auch, aber wohl nicht, daß der Mann, welcher wenige Tage zuvor sich gegen seine Gattinn und seinen Freund ein Betragen anmaßte, das nur wirkliche Liebe von seiner, und wirkliche Schuld von unserer Seite hätte rechtfertigen können, jetzt so öffentlich, daß der ganze Hof und ganz Paris es erfahren mußte, seiner Schönen nachgereiset war, um sie zur Rückkehr zu bewegen.

Dieß Betragen empörte mich aufs Äußerste, und ich eilte zu seiner Mutter, mich über dasselbe zu beklagen; denn ich glaubte und glaube noch, daß ich es meiner Ehre schuldig war, die mein Ge-

mahl durch das auffallende Benehmen gegen den Grafen aufs beleidigendste compromittirt hatte. Anna von Österreich war verlegen. Was konnte sie sagen, um den Sohn zu vertheidigen, der sich schon öfters unwürdig gegen mich benommen, und nun eine solche Blöße gegeben hatte? Schon war ich auf dem Puncte, sie zu einer befriedigenden Erklärung zu bestimmen, als der König eintrat. Ich freute mich seiner Dazwischenkunft, ich rechnete auf seinen Beystand. Aber wie groß war mein Erstaunen, meine Kränkung, als er zwar das Betragen seines Bruders in Hinsicht der Valentinois höchlich tadelte, und ihm scharf und genügend zuzureden verhieß — dasselbe aber in Hinsicht meiner nicht so sehr zu mißbilligen schien. Auch er glaubte sich überzeugt von einer Verbindung, die zwischen dem Grafen und mir bestehe: er zog Längstvergangenes wieder hervor; jene Rettung bey der Wagengefahr, manchen unbedeutenden Auftritt bey den Proben und der Aufführung des Ballets u. s. w. — Kurz, ich konnte erkennen, daß ich an dem König selbst, oder an irgend Jemand, den Monsieur oder seine Mutter dazu aufgestellt, einen sehr aufmerksamen Beobachter haben müsse. Ich kann Dir nicht sagen, wie tief mich dieß Betragen

kränkte, in einem Augenblick, wo das volle Recht auf Seite der hochbeleidigten Gattinn war, und das Bewußtseyn von der Tadellosigkeit meiner Aufführung in Rücksicht des unglücklichen Guiche mich über jeden Vorwurf erhob. Ich erkannte nur zu wohl, daß auch hier Feinde geschäftig gewesen waren. Ach die Engländerinn war ja an diesem Hofe nie willkommen gewesen, und bey jeder Gelegenheit zeigte sich der stillverborgene Groll, der jede lieblose Vermuthung, jede bösartige Auslegung begierig auffaßte! Von der Königinn Mutter hatte ich nie Besseres erwartet; daß aber der König, der sonst so treue Freund, in diesen Argwohn einstimmte, das kränkte mich aufs bitterste, und nun war ich meiner Thränen nicht mehr Meister. Der König empfand doch Mitleid mit mir, er tröstete mich, er ließ mich sehen, daß wirkliche Freundschaft für mich ihn bey diesem Verfahren beseelte und leitete. Am andern Tage kam er zu mir, ersuchte mich um eine geheime Unterredung, und nach manchen Umschweifen und spitzen Ausfällen auf Graf Guiche's Eitelkeit und Anmaßung (wie denn selten ein Mann die Auszeichnung eines andern erträgt), nach vielen Versicherungen seiner Freundschaft für mich, die so herzlich und so im Einklange mit seinem früheren Betragen

waren, daß ich ihnen Glauben beymessen konnte, kam er endlich auf den Punct, auf welchen sein Besuch zielte. Er sagte mir nähmlich, die Leidenschaft, welche Guiche für mich hege, errege allgemeines Aufsehen, und sey bereits nicht bloß am Hofe, sondern auch in ganz Paris bekannt. Der Graf vermöge nicht, sich zu beherrschen. So sey er vor einiger Zeit, als ich krank gewesen, in einer Gesellschaft in so sichtliche Bestürzung gerathen, weil Jemand erzählte, mein Zustand scheine bedenklich, daß ein mitleidiger Freund ihn unter einem Vorwand aus dem Zimmer geführt habe, um seine Verwirrung den Augen der Leute zu entziehen *). Es sey nicht zu zweifeln, daß eine solche Hingebung und Huldigung tiefen Eindruck auf mich machen müsse. Er, der König, könnte es mir nicht einmahl verdenken, denn Guiche sey, seiner Fehler ungeachtet, einer der vorzüglichsten Männer des Hofes; aber als Bruder meines Gemahls, als Haupt unsers Hauses, fühle er sich verpflichtet, mit mir darüber zu sprechen, und mir das Versprechen abzufordern, daß ich dieses Verhältniß mit dem Grafen aufheben und ihm versprechen sollte, jenen nie wieder zu sehen **).

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

**) S. ebendaselbst.

Das war zu viel! W a s wagt man, mir anzusinnen — was zu fordern? Und das in dem Augenblicke, wo mein Gemahl das schreyendste Unrecht an mir begangen, und durch seine Reise nach Lyon seine Neigung für die Valentinois gleichsam austrompetet hatte! Was konnte man Guiche und mir vorwerfen? Hätte je ein Wort, eine Handlung unsere Freundschaft der Welt kund gegeben? Hatten wir es je gewagt, sie uns selbst zu gestehen? Nie! Nie! Er hatte sich stets in den Schranken der höchsten Ehrfurcht und geziemenden Entfernung gehalten, und ich habe über jedes meiner Worte, jeden Blick gewacht. Was ich g e d a c h t, was ich empfunden, d a s habe ich nur mit Gott und mir selbst auszumachen, und hierüber hat kein Mensch ein Recht zu urtheilen, am wenigsten der Gemahl, der durch seine H a n d l u n g e n sich dem Tadel der Welt preisgibt. Was jene Anecdote betrifft, die während meiner Krankheit vorgefallen seyn soll, so ist sie, wenn nicht bloße Erfindung, höchstens nur einer Übertreibung, und muß auf jeden Fall aus jener Zeit seyn, wo ich gleich nach jenem nächtlichen Schrecken eine Weile bedeutend krank lag.

Dieß Alles, was der König sagte, und was ich in diesen Tagen erfahren, stellte mir die Wahr-

heit ins hellste Licht, daß ich und Guiche der Zielpunct einer geheimen Verfolgung seyen, die dazu bestimmt war, mein Leben zu vergiften, und ihn zu stürzen—ihn, der, schon um seiner ausgezeichneten Vorzüge willen, ein Gegenstand des Neides für so Viele ist. Es ward mir noch klarer, als, nachdem der König meine Entrüstung und meine standhafte Erklärung vernahm, daß ich mir keinerley Verhältnisses mit Guiche bewußt sey, daher keines aufgeben, und mich nicht entschließen würde, einen Menschen aus meinen Augen zu verbannen, der es stets treu mit Monsieur und mit mir gemeint, und dem ich vielleicht mein Leben zu verdanken habe, er mir mit ernster aber theilnehmender Miene ankündigte, daß, wenn ich auf diesem Vorsatze bestünde, und den Grafen nicht von mir entfernen wollte, er sich genöthigt sehen würde, dieß selbst zu thun, und Guiche auf seine Güter zu schicken.

Diese Erklärung riß alle Schranken meiner Selbstbeherrschung nieder, meine Thränen flossen unaufgehalten, meine Klagen ergossen sich bitter und laut. Ludwig ließ mich eine Weile gewähren, dann faßte er meine Hand, und redete mir liebreich und tröstend zu; aber der Sinn seiner Worte blieb derselbe: ich sollte Guiche verbannen, da-

mit Er es nicht thun müsse. Bey dieser Erklärung beharrte er ohne Wanken, ohne Nachgeben, und mir blieb zuletzt nichts übrig, als mich zu unterwerfen, und in die grausame Trennung von dem edlen Freunde zu willigen, dessen Verbrechen darin besteht, daß er zu viele Verdienste besitzt, und daß sein Herz für eine Unglückliche schlägt, die hier unter der Macht ihrer Feinde lebt, und deren Geburt, wie ihr ganzes Schicksal die Farbe des unseligen Hauses trägt, dem sie entsprossen ist. Wie viele schreckliche Begebenheiten haben nicht mein junges Leben begleitet, oder sind ihm kurz vorhergegangen! Mich flüchtete die Mutter in das Land, das vom Blute ihres Vaters rauchte, und als endlich der Bruder den angeerbten Thron bestiegen hatte, als die königlichen Verwandten in mir nicht bloß eine Vertriebene, sondern die Schwester eines regierenden Königs erkannten, da öffneten sie mir gleißnerisch ihre Arme, und nahmen die Enkelinn Heinrich des Vierten in ihren Bund auf, um sie nachher bey jeder Gelegenheit den alten Haß und die Nationalerbitterung fühlen zu lassen, die den Franzosen ewig vom Engländer scheidet, und die dennoch mein unglücklicher Vater nie der französischen geliebten Gemahlinn fühlen ließ. O Ho=

noria! Warum, warum mußte ich dieß feindselige Land betreten, in dem mir noch kein Glück geblüht hat, und in dem gewiß noch härteres Unglück oder ein erbärmlicher Tod meiner wartet! Ich kann diese düstern Ahnungen nicht los werden, sie sind in dem, was ich täglich hier erfahre, sie sind in dem Andenken an das tragische Geschick gegründet, welches das Haus Stuart von jeher verfolgt, und den Pallast von Holyroodhouse zum Schauplatz der schrecklichsten Begebenheiten gemacht hat.

Nachdem ich endlich dem Könige versprochen, seinen Willen zu erfüllen, umarmte er mich liebreich, nannte mich seine theure Cousine, und versprach mir mit wahrem Gefühle, alles zu thun, was meine — wie er selbst gestehen müsse — schwere Lage hier an seinem Hofe erleichtern könne. Ach, Ludwig ist treu und edel, er ist der einzige von seiner ganzen Familie, der es im Grunde wirklich gut mit mir meint. Das weiß man wohl, und diese Erkenntniß war ihnen auch schon ein Grund, um mich zu verfolgen.

Als er fort war, weinte ich mich noch recht satt. Dann aber erhob sich mein gedrücktes Herz, ich fühlte mein Recht, die Mißhandlungen meiner Feinde, und ich beschloß das Wenige, was

mir aus dem Sturze meines Glückes geblieben war, eifrig und muthig zu retten, und es mir durch nichts mehr entreißen zu lassen. Wenn man sich Alles gegen mich erlaubt, erlaube auch ich mir zu thun, was Nothwehr und Selbstvertheidigung erheischt. Ich habe geloben müssen, den Freund nicht mehr zu sehen. Es liegt ein Abgrund von Schmerz in diesen Worten, aber ich habe es gelobt, und ich werde es halten. Nicht zu schreiben aber habe ich nicht gelobt, und das will ich. Der unglückliche Freund sollte sein Todesurtheil wenigstens aus keinem fremden, kalten Munde empfangen. Ich selbst wollte es ihm melden, und der Schmerz, mit dem ich es that, und der sich in jeder Zeile aussprach, die ich unter tausend Thränen schrieb, soll ihm zeigen, daß er nicht allein leidet, und soll ihm Kraft geben, als Mann ein Geschick zu tragen, dem ich als Frau nicht ganz unterlegen bin. Eines meiner Hoffräulein unterhält schon lange einen Briefwechsel mit ihm, sie ist treu und klug. So ist der erste Schritt gethan, und wenn mehrere Briefe dem ersten folgen, wenn unsere Verbindung, die vorher nur in Gedanken bestand, jetzt wirklich angeknüpft wird, so mögen es sich die zuschreiben, die uns durch ihre Ungerechtigkeit zu diesem Schritte zwangen. Lebe wohl.

Ein und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais-Royal im Jänner 1668.

Neue Besorgnisse bereiten sich. — Was steht mir Armen noch bevor! Er will fort—in den Krieg!— wenigstens an die Spitze des Armee-Corps, das sich bey Nancy sammelt; er will dienen, nützen, gelten; er kann seine Lage nicht mehr ertragen. Doch Du kannst mich so nicht verstehen. Ich will mich sammeln, und ordentlich erzählen.

Guiche hatte meinen Brief erhalten, und so überglücklich ihn die Erblickung meiner Handschrift auf der Adresse gemacht hatte, so schrecklich war der Eindruck, den ihm der Inhalt, meine dringende Bitte, mich auf jede Art zu vermeiden, und sich als auf ewig von mir getrennt zu betrachten, auf den Unglücklichen machte. Mehrere Tage erhielt ich keine Antwort. Ich gestehe, es be-

leidigte mich; denn ich hielt dieß Stillschweigen für Trotz, für eine Bouderie, die in diesem Augenblicke und in unserer hülflosen Lage, sogar nicht an ihrem Platze war. — Ach! mein Unmuth ward nicht bloß entwaffnet, er verwandelte sich in die tiefste Reue und innigste Zärtlichkeit. — Er war krank gewesen — der schnelle Wechsel von Entzücken und Verzweiflung hatte ihn zu heftig ergriffen, und diese Krankheit, von starken Kopfschmerzen und Fieber begleitet, hatte ihn durch mehrere Tage außer Stand gesetzt, die Feder zu führen. Dieß — freylich ohne die genauere Veranlassung und ohne Erwähnung meines Briefes, den er ritterlich als ein heiliges Geheimniß verschwieg — erfuhr ich am fünften Tage erst, nachdem der Kranke sich schon zu bessern anfing, durch seinen Freund des Vardes, der jetzt einen Werth für mich erhalten hat. Er knüpft ein unsichtbares Band zwischen mir und seinem Armand, (so pflegt er den Grafen bey dessen Vornahmen vertraulich zu nennen). Er erzählt mir zuweilen von ihm, Züge aus Armands und seiner Jugend, bey denen freylich, so wie des Vardes sie vorbringt, die glänzendere Rolle auf seiner Seite ist. Indessen er spricht von ihm, es ist vielleicht Armands Wunsch, seine Absicht, daß der Freund

sich mir nähere. Von diesem des Bardes also vernahm ich zuerst, was die Ursache von Armands Stillschweigen war, und diese Nachricht erfüllte mich mit eben so viel Reue als Angst. Am andern Tage brachte mir die Montalais einen Brief von ihm. Ach, die unter Sorge und Thränen durchwachte Nacht war reich vergütet durch die Sprache der treuesten, ergebensten Liebe, die aus jeder dieser noch mit unsicherer Hand gezogenen Zeilen redete; wie er mich liebte, wie das Bewußtseyn, mir nicht ganz gleichgültig zu seyn, ihn jedes Schicksal mit Muth und Heiterkeit ertragen machte; wie er versichert sey, nie ganz unglücklich seyn zu können, so lange er meiner Freundschaft für ihn gewiß sey! Dann folgte ein theures Versprechen, meinem Ausspruch zu gehorchen, wie schmerzlich es ihm auch seyn müsse, und ein heißer Dank für die Güte, mit der ich es übernommen, ihm seinen Urtheilsspruch anzukünden, den er aus keines Andern Munde hätte vernehmen können, ohne diesen zu blutiger Rechenschaft zu ziehen, und dem nur meine Ausdrücke, und der Anblick meiner Schriftzüge die tödtende Schärfe zum Theil benommen hätten.

So ungefähr lautete dieser Brief, den ich hundertmahl las, bis ich ihn auswendig wußte.

Daß ich ihn beantwortete — kannst Du, kann irgend ein Mensch auf Erden es mir verdenken, mir, die man so beyspiellos mißhandelt hatte? Und daß dieser Briefwechsel seinen Gang lebhaft fortschritt, ist wohl eben so natürlich. Aber der Ton in seinen Briefen wurde klagender, ungeduldiger. Er vermochte nicht mit der Ergebung einer Frau unsere Trennung zu ertragen und sich in das Unausweichliche zu fügen. Je länger es währte, je öfter die Veranlassungen wiederkehrten, bey denen wir uns sonst gesehen hatten, und nun vermeiden mußten, je schwerer fiel es ihm. Ja es erschien ihm endlich dieser Zwang wie eine Strafe, wie eine Verbannung, die er doch durch sein übriges Benehmen auf keine Weise verdient zu haben sich bewußt war. Sein Ehrgeitz empörte sich über die unwürdige Rolle, die ihn, seiner Meinung nach, dieses Verboth in den Augen der Welt spielen machte. Ein Truppen-Corps wurde bey Nancy zusammengezogen, das wahrscheinlich nach Pohlen bestimmt ist, um unsere Parthey in diesem Lande zu unterstützen. Sogleich erwacht der Soldatengeist in ihm, der ihn mit so viel Bravour als Ruhm im Spanischen Kriege ausgezeichnet hat, und er ist entschlossen, den König um eine Anstellung bey jenem Corps zu bitten.

Das enthielt der Brief, den mir die Montalais vorgestern Abends brachte. Ich erschrack tödtlich, wie Du denken kannst — und schrieb ihm sogleich am Morgen, um ihn zu beschwören, ein Vorhaben aufzugeben, welches meine Ruhe, ach jetzt mein einziges Glück! ganz zerstören würde. Doch um meinen Bitten noch mehr Nachdruck zu geben, ließ ich unter einem schicklichen Vorwande seinen Freund des Vardes rufen, und sagte ihm, ich wüßte von verläßlicher Hand, daß Guiche den Vorsatz hege, sich bey dem Könige um eine Anstellung militärischer Art zu verwenden, daß mich dieß sehr unpassend dünke, daß ich glaubte, die Diplomatie wäre eine viel geeignetere Laufbahn für ihn, und daß ich ihm, des Vardes, auftrüge, dem Grafen dieses Project auszureden. Hinterher fing ich beynahe an zu bereuen, daß ich diesen schroffen Menschen vielleicht einen tiefern Blick in meine Gesinnung thun ließ; denn schlau und welterfahren ist er genug. Sein Auge haftete durchdringend auf mir, eine dunkle Röthe — eine ungewöhnliche Erscheinung auf diesen farblosen Zügen — flog wie ein Nordschein schnell darüber hin, und ein Lächeln bildete sich um die schmalen Lippen, indeß er mir mit anscheinender Ehrerbiethung zuhörte,

das freundlich seyn sollte, und beynahe hämisch aussah. Sein Auge hatte indeß den Boden wieder gesucht. Ich erwartete eine Antwort; er ließ mich eine Weile warten — das ist so seine Art — dann erhob er den Blick wieder, richtete ihn düster brennend auf mich, und sagte gelassen, wie er immer spricht: Mein Freund ist sehr glücklich, daß eine Prinzessinn, wie Ihr, gnädigste Frau, sich würdigen will, an seinem Schicksal Antheil zu nehmen, und die Führung desselben mit eigener Hand zu besorgen. Auch ich schätze mich glücklich, daß Ihr mich erwählt habt, etwas zu dem beyzutragen, was mir wirklich als des Grafen Bestes erscheint, und ich werde mich eines so ehrenden und angenehmen Auftrags nach meinen besten Kräften entledigen. — Ich kann Dir nicht sagen, wie widrig mich diese Antwort berührte; es war sogar nicht das, was ich gewollt und erwartet hatte! Einige Worte noch wechselten wir über diesen Gegenstand, des Bardes schien ganz in meine Ansichten einzugehen, dann kamen Leute, und unsere Unterredung hatte ein Ende.

Meine Hoffnungen betrogen mich. Der nächste Brief, den ich von Guiche erhielt, sprach seinen Entschluß, die militärische Anstellung anzu-

suchen, bestimmt aus; alle Gründe, die mein früherer Brief und des Vardes ihm ans Herz gelegt hatten, wußte er, wenigstens scheinbar, zu widerlegen, ja er hat bereits, wie er mir schreibt, mit seinem Vater gesprochen, der diesen Vorschlag mit beyden Händen ergriffen, und dem Sohne den unbedingtesten Beyfall darüber ausgesprochen hat.

So stehen nun die Sachen. — Was kann ich erwarten? Und darf ich ihn wohl mit feiger Eigensucht von einer Bahn zurückhalten, auf der ihm Ruhm und Ansehen — der Zielpunct des Strebens aller Männer, wenn sie echte Männer sind — winken? Was habe ich ihm zu biethen in meiner Nähe? Nicht einmahl den Genuß meines fernen Anblicks, nichts als ein schwächliches Dahinschmachten in unwürdiger Verbannung. Ich erkenne, daß er Recht hat. O er hat es immer! Sein schönes Herz, sein kräftiger Geist findet stets den wahren Pfad, auf dem Tugend und Ehre wandeln müssen. Aber mein Herz blutet. Welche graue, matte, freudenlose Zukunft harret meiner, wenn er erst fern seyn wird — wenn ich nicht mehr täglich von ihm hören kann, wenn das beschwichtigende Bewußtseyn sich verliert, daß er unfern von mir athme, daß derselbe Himmel ihn decke, derselbe Strom ihn tränke, die

Luft, die vielleicht um seine Wangen gespielt, die meinen kühle, und wo mir endlich die Möglichkeit blieb, ihn doch vielleicht einmahl irgendwo zu erblicken, oder des Königs strenges Geboth zu entwaffnen! — O welcher Himmel lag in diesem Gedanken!

Aber nun? — Er kann mir nirgends mehr erscheinen. Der König mag noch so gnädige Gesinnungen hegen, sie erreichen ihn nicht mehr. Dieß ist nur ein Anfang der Qualen, die später mich anfallen werden wie gierige Harpyen. Bey Nancy ist kein Krieg, die Truppen sammeln sich nur dort, und im Winter ist an keinen Aufbruch derselben zu denken. Aber der Frühling wird kommen, der König von Pohlen harrt ungeduldig der versprochenen Hülfe; dann setzt sich das Heer in Bewegung, dann verläßt Er den heimathlichen Boden, dann legen weite Räume, Gebirge, Ströme, Städte, Wälder sich zwischen uns, dann ereilt mich nur selten ein Brief von ihm, und wenn ich auch wieder einmahl ein Blatt in zitternden Händen halte, auf dem seine Hand geruht, das die Versicherungen seiner Treue, seines Wohlseyns enthält — was kann geschehen seyn, bis dieß Blatt aus den Wildnissen des fernen Pohlen bis zur Hauptstadt Frank-

reichs gelangte? Dann drohen Schlachten, Feuerschlünde, feindliche Kugeln! — O Honoria! Mein Kopf ist wüste, mein Herz zerrissen! — Ich muß aufhören. Du fühlst gewiß mit mir. Lebe wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Graf Guiche an den Marquis des Vardes.

Paris im Jänner 1668.

Ich habe Dir eine Nachricht mitzutheilen, mein Freund, die Dich, der diesen Nahmen mit so vielem Rechte trägt, gewiß erfreuen wird. Du weißt, welches Vergnügen mein würdiger Vater empfand, als ich ihm zuerst meinen Wunsch entdeckte, jetzt, wo sich eine Aussicht auf ruhmwürdige Gelegenheit zu Auszeichnungen zeigt, dem König meine Dienste anzubiethen, und um eine Anstellung bey dem nach Pohlen bestimmten Corps zu bitten. Du hast diesen Entschluß gebilligt, Du hast mich ermahnt, schnell zu handeln, Du hast mir Deine Verwendung, falls ich sie nöthig haben sollte, angebothen, und ich habe den erprobten Freund in dieser Handlungsweise mit Freuden erkannt. Aber so dankbar ich Dir dafür bin, kann

ich Dir doch melden, daß ich dießmahl Deine Güte nicht in Anspruch zu nehmen bedarf. Mein guter Vater, voll inniger Zufriedenheit, beeilte sich, dem Könige aufzuwarten, und ihn in meinem Nahmen um jene Anstellung zu bitten. Du weißt, wie sehr der König meinen Vater ehrt. Es ist nicht bloß der Marschall von Frankreich, der versuchte tapfere Krieger — es ist der persönlich geachtete Mensch, den er in ihm schätzt, und so empfing er ihn auch dießmahl, und — denke Dir das Entzücken des würdigen Greises, denke Dir die stolze Freude, welche seitdem meine Brust schwellt — der König, als fühle er wohl, daß er etwas gegen mich gut zu machen habe, gab mir — nicht eine Charge bey diesem Corps, sondern den Oberbefehl desselben mit dem Patente eines General-Lieutenants, das mir am folgenden Tage in den ehrenvollsten Ausdrücken ausgefertigt wurde. Du fühlst mit mir, ich weiß es, und so schildere ich meine Empfindungen nicht; nur das sage ich Dir, dem treuen Freunde, was ich der Welt nicht sagen möchte, die es für Großsprecherey halten würde: Ich will des Königs Wahl rechtfertigen, ich will mich seiner Gnade würdig beweisen, ich will die Ehre der französischen Waffen in jenen fernen Gegenden leuchten, und mei-

nen Nahmen mit dem meines geliebten Königs und meines Vaterlandes verklären machen.

Schon seit ich den Entschluß, die Waffen wieder zu ergreifen, gefaßt hatte, war mehr Ruhe und stetiges Bewußtseyn in meine Brust gekommen. Aber seit der Anerkennung, die mir von meinem Monarchen geworden ist, seit der Eröffnung einer so glänzenden Laufbahn, die vor meinen Blicken liegt, erhebt sich mein Geist aus der Düsterheit, die ihn lange Zeit niederdrückte. Die gesunkene Kraft ist erwacht. Ein tiefer Schmerz liegt zwar noch im Grunde meiner Brust, Du erräthst ihn wohl; aber er behauptet sich nicht mehr im Vorgrund aller meiner Gedanken und Gefühle. Es ist ein anderer Begriff, der der Ehre und des Verlangens nach würdiger Thätigkeit, der die übrigen alle meistert und zu seinen Zwecken dienstbar macht. So flammt die unauslöschliche Lampe treuen Andenkens im stillen Heiligthum der Kapelle, aber von außen geht das geschäftige Leben seinen Gang, und nur zuweilen zieht sich der fromme Sinn in jene Einsamkeit zurück, und feyert in stiller Wehmuth die Erinnerung an ein entschwundenes Glück.

Ob Sie mir zürnt? Ob Sie das Beharren bey meinem Entschluß mißbilligt? Ich denke, nein. Getrennt waren wir ohnedieß, und für

mich lag ein widerwärtiger, ein erniedrigender Begriff in diesem vom Könige ausgesprochenen Banne, der mich alle jene Orte und Versammlungen zu meiden zwang, in denen zu erscheinen nicht bloß meine Liebe, sondern meine Geburt, meine Stellung am Hofe mich riefen.

Weißt Du, daß Monsieur mich noch immer sehr frostig behandelt? Mag er doch! Wir sehen uns nur zufällig. Ich habe seine Gnade nie gesucht. Er hat mich in die gefährliche Nähe der edelsten aller Frauen gebracht. Daß im Brennpuncte der Mittagssonne das Entzündliche aufflammte, war das zu wundern? Er hat sich doch gewundert. Er hielt mein Herz für so leblos wie das seine. Ich habe ihm verziehen, aber ich bin auch froh, ihm nicht wieder zu begegnen. Im Geräusche der Waffen, bey würdiger Thätigkeit, heilen alle Wunden des Herzens leichter.

Sie aber muß ich noch einmahl sehen. Wie ich es anstellen werde, weiß ich nicht; aber der Liebe, der Kühnheit und der List wird nichts unmöglich seyn. Ich muß sie sehen, ehe ich, vielleicht auf ewig — denn wer verbürgt dem Soldaten sein Leben — von ihr scheide. Ich muß ein Andenken von ihr haben. Nun laß uns versuchen, wie wir es durchsetzen. Leb wohl!

Drey und zwanzigster Brief.

Madame Henriette an Lady Honoria Montague.

Palais-Royal im April.

Ich habe eine lange Zeit vorbeygehen lassen müssen, ohne Dir, Du treue Theilnehmerinn meiner Leiden, ein unmittelbares Zeichen meiner Freundschaft und meines Lebens zu geben. Es waren zwey stürmische, zwey an schmerzlichen und quälenden Sorgen sehr reiche Monathe. Ich nehme den Faden auf, wo mein letzter Brief ihn verließ. Was habe ich seitdem nicht ausgestanden, welcher Quell von Bitterkeit hat sich durch mein Leben ergossen, der nie, nie wieder versiegen wird!

Als Guiche durch keine Bitte von meiner Seite, durch kein Zureden seines Freundes Vardes zu bewegen war, von seinem Vorhaben

abzustehen, hatte ich mich, wie das wohl Jedermann soll, mit Geduld gewaffnet, und in mein Geschick ergeben. Es war Gottes Wille, das sah ich deutlich; wir durften, so sollten wir auch nicht beysammen leben. Noch deutlicher ward mir dieser Fingerzeig der Vorsehung, als gleich darauf des Königs wiederkehrende Gunst auf eine so glänzende Weise den edlen Freund auszeichnete, und der Commandostab über das Corps, bey dem er bescheiden eine untergeordnete Anstellung gesucht, in seine muthige Hand gelegt wurde. Ich war entzückt über diese Auszeichnung, so schmerzlich der nahe Abschied vor meiner Seele stand. Ich bekämpfte mich, ich wollte ja nur des Freundes Glück und seine Ruhe!

Seine Briefe, die ich durch die Montalais ungefährdet erhielt, sie ihr aber doch der Sicherheit wegen zur Verwahrung übergab, da mein Schreibtisch, nach einigen Vermuthungen, mir nicht zuverlässig genug schien, sprachen jetzt in wunderbarem Gemische bald sein befriedigtes Ehrgefühl und seine stolzen Entwürfe, bald seinen Schmerz aus, mich ganz verlassen zu müssen, und nur in der Ferne, nur in langen Zwischenräumen etwas von mir vernehmen zu können. Er war gehoben durch die Vorstellung des ehrenvollen

Wirkungskreises, der sich vor ihm aufthat, und sowohl zerstreut als erheitert durch die neuen Geschäfte desselben. Das ist das Vorrecht und das Glück der Männer, uns Frauen wird es nicht so gut. Während dem Manne vergönnt ist, in die Speichen des Weltrades einzugreifen, und das eigne Schicksal selbstthätig zu lenken, müssen wir über uns ergehen lassen, was böser Wille oder Zufall über uns verhängt. Nur die Hoffnung bleibt uns dann übrig, es könne sich das drohende Gewitter noch zerstreuen, und diese Hoffnung hegte ich auch eine Weile. Sie hielt mich aufrecht, bis ich mit Gewißheit vernahm, das Corps, das Guiche zu befehligen bestimmt war, werde in wenig Wochen den Marsch nach Pohlen antreten. Jetzt sank meine Kraft zusammen, und die erschöpfte Natur erlag. Ich wurde krank, und das einzige Gute, was mir aus diesem neuen Leiden entsprang, war die größere Freyheit, allein zu bleiben, und den Schwarm der Überlästigen abzuhalten. Ich durfte ihr Geschwätz jetzt nicht mehr hören, das oft so unzart an die wunden Stellen meines Herzens rührte, indem es alltäglich und unverständig sich Urtheile und Ansichten erlaubte, die durchaus unrichtig waren, und mich aufs tiefste verletzten; und das war Gewinn für mich in dieser Zeit.

Guiche war noch in Paris, das wußte ich; aber auf dem Puncte, nach Nancy aufzubrechen, und dann, sobald Wetter und Wege es erlaubten, den Marsch in jene weite Ferne anzutreten. Ich hätte ihn wohl gern, sehr gern nur einmahl noch gesehen! Er hatte in einem seiner letzten Briefe mich um ein Andenken gebethen, das ihn in die Ferne begleiten, das ihn wie eine Reliquie schützen sollte. Mein erster Gedanke war — mein Portrait; doch verwarf ich ihn als zu gefährlich. Aber was, was sollte ich ihm geben, ihm, der mit so treuer Neigung an mir hing, und schon so viel für mich, und durch mich gelitten hatte? Ein sonderbarer Zufall wollte, daß ich mich kurz vorher in Miniatur für meine gute Mutter hatte mahlen lassen. Das Bildchen ist sprechend ähnlich, ich durfte es nur von demselben Künstler, der es mir an eben diesem Tage selbst brachte, noch einmahl copiren, und dann fassen lassen, so war alles geschehen, was Guiche wünschen konnte. Lag nicht in diesem Zufall — wenn irgend etwas Zufall ist — ein Fingerzeig? Unwohl, wie ich war, hätte ich doch keine Arbeit als Andenken verfertigen können. So aber ordnete sich Alles wie von selbst. Die Montalais bezeigte sich auch hier geschickt und thätig. Am fünften Tage hatte ich

das Bild, in einer hübschen, goldenen Kapsel, die nur durch einen geheimen und wohlversteckten Ressort zu öffnen war. An diesem Tage befand ich mich auch wieder etwas besser; die Königinn und die Königinn Mutter kamen Morgens mich zu besuchen. Nach Tische kam Mademoiselle, Madame de la Fayette, und meine gute Scüdery zu mir, die mir wahrhaft ergeben ist, und sich sehr freute, mich besser zu finden. Nebst noch ein Paar meiner Hoffräulein war auch die Montalais im Zimmer, die denn überhaupt mich selten verließ, und viele Treue gegen mich bezeugte. Ich sprach nichtviel, denn ich fühlte mich noch matt und angegriffen; aber die Montalais, die gar wohl wußte, was sie vorhatte, und der es eben so bekannt war wie mir, daß die Zeit der Stille vorüber seyn, und die Fluth der Besuche morgen recht angehen würde, brachte, weiß Gott wie, das Gespräch auf Träume, Ahnungen, Wahrsagereyen, Kartenaufschlagen u. s. w. Das Thema, ein stets willkommnes, besonders unter Frauen in vertrauterem Kreise, ward lebhaft ergriffen, und Mademoiselle, die Alles mit großer Heftigkeit betreibt, und bey der das Ungewöhnliche die beste Würze jeglicher Sache ist, äußerte bestimmt, sie wäre sehr froh, wenn auch ihr einmahl gewahr=

sagt würde, und sie wollte sich nicht, wie die andern Damen äußerten, davor fürchten.

Wenn Eurer Hoheit das Vergnügen machen kann, warf die Montalais hin, so könntet ihr dieß Verlangen sogleich befriedigen. Es ist eine Zigeunerinn oben bey meinen Leuten, die ihnen schon eine Menge Zeugs vorgeschwatzt hat.

Eine Zigeunerinn? rief Mademoiselle: Ach laßt sie doch kommen! Eine Zigeunerinn? Wahrlich, es sollte mich sehr freuen, einmahl ein solch Geschöpf in der Nähe zu sehen.

Die Montalais zuckte entschuldigend die Achseln, und sagte: Ich weiß nicht, ob meine gnädigste Frau es erlauben würde, und ob es mit ihrer Gesundheit verträglich wäre —

Ach! Was soll ihr denn die Zigeunerinn schaden! rief die Montpensier ungeduldig: Sie soll kommen! Nicht wahr, Cousine, sagte sie, sich zu mir kehrend: Ihr erlaubt es?

Ich denke nicht, sagte Frau von la Fayette, indem sie mich theilnehmend betrachtete, daß man der Herzoginn rathen dürfe, sich solch einem Auftritte, der doch immer etwas Ergreifendes hat, heute noch auszusetzen. Die Person könnte ja morgen oder übermorgen —

Das wird nicht seyn können, erwiederte die

Montalais: Sie verläßt Paris in einer Stunde höchstens. Ihre Bande lagert draußen am Montmartre, und bricht noch diese Nacht auf. Sie ist aus den Pyrenäen. Wahrlich, es ist ein seltsames Geschöpf!

O Cousine! Cousine! rief nun die Montpensier, indem sie an mein Bett eilte, und meine Hände hastig ergriff: Erlaubt doch, daß Fräulein Montalais diese Person hohle! Ich sterbe vor Begierde, sie zusehen — und ohne meine Antwort zu erwarten, wollte sie sich der Montalais nähern, und diese fortsenden. Mir gefiel der ganze Vorschlag nicht; ich mochte das wildfremde Weib nicht sehen, nicht das thörichte Geschwätz der Andern hören, und rief daher die Montalais an's Bette, um ihr zu sagen, sie solle irgend einen Vorwand erdenken, damit die Zigeunerinn nicht zu kommen brauche. Da kniete sie vor mir nieder, ergriff meine Hand, drückte sie mit einem bedeutenden Blick an die Lippen, ließ das Portrait, das für den Abreisenden bestimmt war, und das sie wahrscheinlich zu diesem Behuf zu sich gesteckt hatte, in dieselbe fallen, winkte mir noch einmahl, und sprang davon.

Mich überfiel eine unnennbare Angst. Mein Gott! Was stand mir bevor? Was hatte diese

Montalais, deren kühnen Geist ich kannte, unternommen? Zum Glück für diesen und die folgenden Momente war die Dämmerung des Wintertages schon ziemlich vorgerückt, und die Damastvorhänge meines Bettes schützten mich ebenfalls vor zu aufmerksamen Blicken, die Damen im Zimmer waren voll Erwartung, und gaben nicht sonderlich während ihres lebhaften Gespräches auf mich Acht. Da öffnete sich die Thüre, und die Montalais führte ein riesengroßes Zigeunerweib herein, dessen braunes Gesicht mit Tüchern von greller Farbe auf orientalische Weise umwickelt war, während ein phantastischer weiter Anzug von dunkeln Stoffen in eben solchem Geschmack um ihre Glieder hing. Ich blickte die Wahrsagerinn an, mein Herz schlug mir bis an den Hals. Welche Augen sah ich? Welcher Blick aus diesen Augen fiel auf mich, indeß die Montalais die Zigeunerinn *) bey meinem Bette vorbey zu Mademoiselle führte, die auf einem Kanapeh in einiger Entfernung von mir saß.

Die Frauen drängten sich um die fremde Gestalt. Neugierig musterten ihre Blicke Farbe, Form des Anzuges, der Züge, und ich zitterte

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

wie ein Espenlaub; denn hatte ich erkannt, wer in diesen Hüllen verborgen war, so konnten es Andere auch. Die Wahrsagerinn sprach mit verstellter Stimme. Ach ihr Klang hallte doch durch alle Saiten meines Innern wieder. Wie lang hatte ich diese Töne nicht gehört, die sonst mein Herz bezauberten! Sie redete ein Gemisch von Baskischem Dialecte und unserm Patois, sie machte ihre Sache excellent, ließ sich von einer Jeden die Hand reichen, und sagte ihnen allerley, was Jemand, der am Hofe wohl bekannt war, wissen konnte, was aber jene, aus dem Munde des fremden, gemeinen Weibes zu hören, überraschte. Als Mlle. Scüdery ihre Hand hergeben sollte, sah ich sie einen langen ernsten Blick auf die Fremde richten, dann zog sie ihre Hand zurück, und sagte: Ich lasse mir nie wahrsagen. Geh, mein Kind! Gott schütze dich bey deinem gefährlichen Handwerke! Die Zigeunerinn nickte, gleichsam dankend, mit dem Kopfe, und fuhr fort den Andern allerley tolles Zeug in ihrem Baskischen Dialecte vorzuplaudern, worüber sich Mademoiselle zu todt lachen wollte, und was meine Folterpein vermehrte, indem es die angstvolle Scene verlängerte. Endlich waren Alle befriedigt. Ich hoffte,

nun wäre Alles geendigt; aber die Zigeunerinn blieb stehen, und wandte ihre Blicke gegen mich. Ja! ja! rief Mademoiselle: Der Frau vom Hause hast du ja noch nichts gesagt. Geh hin, sie muß dir ihre Hand auch zeigen. Sie ist ein Glückskind, und ihr liegt alles am Hofe zu Füßen. Die Fremde näherte sich mir langsam, ich glaubte zu sehen, daß sie zitterte, und o wie war mir zu Muthe! Die Montalais ergriff nun ihre Hand, und führte sie näher; da trat auch die gute Scüdery hervor, die gewiß Alles errathen hatte, und folgte der Wahrsagerinn zu meinem Bette, wo diese sich auf ein Knie niederließ, und mit Geberden, nicht mit Worten um meine Hand bath, während die Montalais und die Scüdery sich geschickt so stellten, daß die übrigen Anwesenden die Zigeunerinn nicht wohl sehen konnten. Ich reichte meine zitternde Hand dar, das Portrait glitt in die seine. Eine sichtbare Erschütterung durchschauerte ihn, seine Hand bebte mehr als die meine. Ach, damahls habe ich sie zum letzten Mahl vielleicht, auf dieser Welt berührt, zum letzten Mahl in diese Augen geschaut, deren Blick mir einst den Himmel öffneten! Keines sprach ein Wort.

Nun, das währt lange! hörte ich Mademoi-

selle ausrufen: Werden wir nichts hören? Oder weigert Ihr Euch auch, Cousine, so wie Mlle. Scüdery?

Es ist etwas dunkel hier, begann nun die Wahrsagerinn, die sich wieder gefaßt hatte: Ich konnte die Lineamente nicht gleich unterscheiden. Madame steht viel Gutes bevor. Aller Zwist wird Friede werden, aus der bittern Wurzel der Sorge erblüht die süße Blume der Ruhe. Der Apfel der Zwietracht verrollt im fernen Sande, und das Glück der erlauchten Frau steht festgegründet.

Bravo! Bravo! rief Mademoiselle: Das ist der echte Orakelton. Halb verständlich, halb dunkel, aber so, daß jeder herausnehmen kann, was er will!

Ich hatte den Sinn der Worte nur zu wohl begriffen. Sie faßten mein Herz mit tiefer Wehmuth. Ja wohl! Fern — fern ist der Sand, wohin der schöne Apfel zu rollen bestimmt ist. Meine Thränen fingen an zu strömen. Die Zigeunerinn drückte ihre brennenden Lippen auf meine Hand. Gott schütze Euch! Vergeßt mein nicht! flüsterte sie leise mit natürlicher Stimme, sprang dann auf, verbeugte sich mit über der Brust gekreuzten Händen, und mahnte die Mon-

talais, sie zu entlassen. Aber Mademoiselle hatte noch nicht genug. Sie rief sie noch einmahl, schüttete ihr mit freygebiger Hand Gold, welches sie indessen für sie, theils gesammelt, theils gegeben, in den Schooß des dunkeln Gewandes, und fragte sie noch Einiges. — Mlle. Scüdery aber, die meinen Zustand erkannte, näherte sich den Übrigen und sagte: Madame de la Fayette hatte Recht. Der Auftritt hat Madame angegriffen; ich denke, Eure Hoheit erlaubt (zu Mademoiselle gewendet) daß die Zigeunerinn sich entferne, und ich meine, wir Alle sollten der Kranken Ruhe gönnen. Es wird Abend, und da verschlimmert sich jedes Unwohlseyn.

Ich dankte der Guten innig im Herzen, und wirklich unfähig zu sprechen, winkte ich bloß bejahend mit Kopf und Hand. So entfernte sich denn zuerst die räthselhafte Fremde, dann beurlaubten sich die Damen, und ließen mich mit meinem Schmerz und meiner Angst allein. Denn war es wohl möglich, daß Guiche's kühnes Wagniß ganz unentdeckt bleiben konnte? Hatte ihn, wie ich nicht zweifeln durfte, die Scüdery erkannt, so konnte das auch eine Andere, und endlich, welche Gefahr der Entdeckung stand auf dem Hin- und Herwege bevor! Ich war auf's

Äußerste beunruhigt, ich zürnte dem Freunde in der Einen Minute, und mußte seiner heißen Liebe in der zweyten doch für den kühnen Einfall danken, der mir noch Einmahl, ach wahrscheinlich zum Letztenmahle auf dieser Welt, die Freude seines Anblicks gewährte. — O meine Angst war nur zu begründet, wie der Erfolg lehrte, obgleich Alles anders kam, als ich damahls fürchtete.

Spät erst kam die Montalais wieder in mein Schlafzimmer, und ihr triumphirender Blick flößte mir schon von weitem Muth und Hoffnung ein. Sobald wir allein waren, berichtete sie mir, daß ihr Schützling sie seiner ewigen Dankbarkeit für sie, und seiner Leidenschaft für ihre hohe Gebietherinn mit den glühendsten Ausdrücken versichert habe, und daß sie ihn dann eben so glücklich und unbemerkt wieder aus dem Pallast geschafft habe, wie er ihn zwey Stunden vorher betreten. Ich konnte nicht umhin, ihr die Tollkühnheit des ganzen Unternehmens ernstlich vorzuwerfen. Sie entschuldigte sich nur leichthin mit den gar so schmerzlichen als dringenden Bitten des Grafen, ihm diese letzte Unterredung zu verschaffen; sie kam immer wieder auf seine Dankbarkeit, auf den Dienst zurück, den sie mir dadurch geleistet zu haben sich bewußt war, und

ich konnte deutlich sehen, was ich lange vermuthet, daß das Vergnügen, sich den liebenswürdigsten Mann am Hofe verpflichtet zu haben, und die Eitelkeit, die in der eignen Wichtigkeit ihren Triumph feyerte, vielleicht größern Antheil an ihrem Wagstücke gehabt hatten, als die Ergebenheit und Liebe für mich.

Mein Zustand war durch alles dieß nicht gebessert. Der Auftritt hatte mich sehr angegriffen. Als Monsieur spät Abends mich noch besuchte, um mir gute Nacht zu sagen, fand er mich mit Betroffenheit viel kränker, als wie er mich nach Tische verlassen, behauptete, wie er mir den Puls fühlte, ich müßte ein heftiges Fieber haben, und befahl sogleich den Arzt wieder zu rufen. Mir war das alles sehr ungelegen, ich hätte gern jedes Aufsehen vermieden, jegliche Art der Aufmerksamkeit von mir abgelenkt. Es half nichts. Ich mußte einen kühlenden Trank nehmen, man fragte, forschte, woher die Verschlimmerung komme? Die Montalais schob Alles mit ziemlicher Kühnheit auf die vielen Besuche, die mich schon am frühen Morgen in meinem Zimmer belagert hatten. Monsieur entfernte sich endlich, nachdem er recht freundlich für meine Gesund-

heit und Ruhe gesorgt hatte. Ach, welche Sorge war dieß!

Die Nacht durch schlief ich, wie Du leicht denken kannst, wenig. Zu viele Gedanken flutheten in meiner Seele auf und ab. Gegen Morgen schlummerte ich ein, und genoß eines recht erquickenden Schlafes. Als ich erwachte, standen bereits zwey meiner Frauen im Zimmer, um mein Erwachen zu erwarten. Das befremdete mich nicht, denn es war spät. Ich befahl, mir das Frühstück zu bringen; aber während ich dieß genoß, fiel es mir auf, daß die Montalais noch nicht erschienen war, um so mehr als ich mich erinnerte, daß heute der Tag des Dienstes an ihr war. Ich schaute die zwey Mädchen an, die unfern von mir standen, und jetzt dünkte es mich, daß ihre Mienen Verlegenheit oder Bekümmerniß ausdrückten. In meiner damahligen Stimmung ergriff mich Alles stärker als sonst. Ich fragte nach Fräulein Montalais. Die Mädchen errötheten, schwiegen und sahen zu Boden. Was ist das? rief ich: Wo ist Marguerite? Sie ist nicht zu Hause, antwortete die Eine — Sie ist fortgefahren, die Andere.

Fortgefahren? rief ich entrüstet: Und heute? an ihrem Diensttage?

In dem Augenblicke pochte es an der Thüre. Es war Monsieur, das erkannte ich, und dieser Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde, verbunden mit Allem, was gestern und heute vorgegangen war, regte mein Innerstes auf. Ich war nicht im Stande zu antworten. Da pochte es noch einmahl, stärker, gebietherischer. Es ist Monsieur, sagte das Eine der Mädchen ängstlich. — Geh hin und öffne! geboth ich, aber die Stimme versagte mir fast. Monsieur trat ein. Ein ganzes Ungewitter lag auf seinem Gesichte, und daß es bereit war, sich über mich zu entladen, sagten mir die feindlichen Blicke, die er auf mich warf. Ein Wink entfernte die beyden Fräulein, Monsieur trat zu mir, und nun — O mein Gott! welche Stunde der Qual, der Demüthigung und der unerträglichsten Angst war diese! Ich bin nicht im Stande, Dir den Gang unserer Unterredung zu melden, nicht alles Bittere, Kränkende zu wiederhohlen, was ich aus dem Munde eines Gemahls hören mußte, der kurz vorher seine Leidenschaft für eine Grausame öffentlich zur Schau getragen hatte. Damahls war ich viel zu aufgeregt zu einer ruhigen Übersicht; jetzt, nachdem Wochen darüber hingegangen sind, weigert sich meine Hand, in den

schlechtgeheilten Wunden zu wühlen. Höre nur das Resultat!

Noch den Abend zuvor, kurz nachdem Monsieur mich verlassen hatte, wurde dem König gemeldet, was bey mir im Zimmer geschehen, wer vermummt bey mir gewesen war und wer die Intrigue geleitet hatte. Der König eilte sogleich zur Königinn Mutter — das ist so recht der wahre Heerd, auf dem das Gift für mich gekocht wird! — und unterrichtete sie von dem vorgefallenen Gräuel (das war Monsieur's Ausdruck), die Königinn schickte und ließ meinen Gemahl rufen. Im Familienrathe ward diesem nun seine beleidigte Ehre und mein Verbrechen im grellsten Lichte dargestellt, und das Verderben der Montalais beschlossen.

Monsieur's sonst ziemlich gelassene Seele wurde durch diese Reden erhitzt und aufgeregt. Nur die Rücksicht, auf welche der König ihn aufmerksam machte, daß ich krank, der Schonung bedürftig sey, und wohl schon zur Ruhe gegangen seyn möchte, hielt Monsieurs Feuereifer auf, sein Strafamt auf der Stelle auszuüben. Am andern Morgen aber brach man sogleich ins Zimmer der Montalais ein, als sie kaum aufgestanden und gekleidet war. Die Herzoginn von Navailles,

welche die Oberaufsicht über alle Hoffräulein führt, erschien, von einem Capitän der Garde begleitet, und kündigte ihr im Nahmen des Königs an, daß sie sich bereiten sollte, auf der Stelle Paris zu verlassen, und sich ins Kloster nach Fontevrault zu begeben*). Die Arme erschrack tödtlich — sie ahnete sogleich den ganzen Zusammenhang, und übersah, trotz ihrer Bestürzung, alle seine Folgen. Ihre Treue gegen mich oder ihre Klugheit— denn recht weiß ich eigentlich nicht, welcher von diesen beyden Beweggründen von jeher ihre Handlungen geleitet hat — gab ihr Fassung genug, um auch in diesem gewiß schrecklichen Augenblicke, wo man sie nicht einen Moment unbeachtet ließ, das Nöthige zu thun. Unter den Augen der Herzoginn und des Capitäns packte sie etwas Wäsche, Kleider und die Cassette mit ihrem Arbeitsgeräthe ein. In dieser Cassette aber, das weiß ich, befanden sich jene Briefe des Unglücklichen an mich, die ich der Montalais aufzubewahren gegeben hatte. So waren doch diese Zeugen eines unseligen Verhältnisses den Augen unbilliger Späher entrückt. Dieser Punct war das Einzige, was, während Monsieurs

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Zorn sich gegen mich erschöpfte, mir einigen Trost verlieh. Als er sich müde geredet und gescholten hatte — denn ich antwortete wenig, Schmerz, Angst und Unwillen über die unwürdige Behandlung hatten mein Fieber verdoppelt und eine Art von dumpfer Betäubung über mich verbreitet — sah er mich endlich an, und der leidende Ausdruck meines ganzen Wesens mochte ihn rühren.

Erkennt Ihr Euer Unrecht, Henriette von England? fragte er nach einer Pause, mit etwas milderem Tone.

Ich erkenne Alles, was Ihr wollt, antwortete ich matt: Ich fühle mich sehr krank, und wünsche nur, daß der Tod mich von diesen Leiden, und Euch und die Eurigen von einer Person befreyen möge, die für Euch nur ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung ist. Mit diesen Worten wollte ich mich der Wand zudrehen; er aber, erschreckt durch meine Worte, und gutmüthig, wie er doch im Grunde ist, ergriff meine Hand ängstlich und rief: Um Gotteswillen! Was sagt Ihr? Sterben? Ach nein! das wird der Himmel nicht wollen! Ich bin Euch ja doch von Herzen gut. — Er drückte meine Hand, und führte sie an seine Lippen. Jetzt brachen meine Thrä-

nen hervor. Philipp! sagte ich: Ihr thut mir sehr weh! Gott verzeihe es Euch und Eurer Mutter, die Euch dazu antreibt; denn Ihr seyd nicht so boshaft. Ich bin zu krank, um mich zu rechtfertigen, wie ich doch wohl könnte. Aber glaubt mir, Ihr handelt sehr Unrecht an mir. Diese Worte, die ich unter vielen Thränen, und meiner Schwäche wegen nur abgebrochen und leise vorbringen konnte, drangen an sein Herz. Henriette! rief er: Mein schönes, mein liebes Weib! — Ach, du darfst nicht sterben! Gott wird dich erhalten, du wirst mir deine Unschuld beweisen, wir werden noch recht glücklich seyn. Er hielt mich während dieser Rede mit beyden Armen umfaßt, und ich weinte bitterlich an seiner Brust. Endlich mochte ihm einfallen, daß dieses Weinen mir doch auch schaden könne. Er war ganz verwandelt, er redete mir liebreich zu, bath mich, mich zu beruhigen, verhieß mir, mit seiner Mutter, mit seinem Bruder für mich zu sprechen, brachte mir selbst eine beruhigende Arzney, und that Alles, was er ersinnen konnte, um das Übel, das er angerichtet, wieder gut zu machen. Sein freundlicher Wille rührte mich, ich nahm seine Hand und küßte sie. Mein Gemahl! sagte ich: O hättet Ihr nie diejenigen angehört, die sich

zwischen Euch und mich drängten! Es wäre uns Beyden besser gewesen. Er war recht gut, recht milde gegen mich, und ich muß es ihm bezeugen, während meiner langen und schweren Krankheit, in die ich nun verfiel, hat er mir nur Liebes und Gutes erwiesen. Ich lag über acht Tage zwischen Leben und Tod — und dieser Zustand, verbunden mit dem, was ich Monsieur gesagt, als er seinen Zorn über mich hatte ergehen lassen, mochte wohl sein Herz und Gewissen aufs tiefste erschüttert haben. Nach und nach erhohlte ich mich, aber eine große Schwäche ist zurückgeblieben. Jener Unglückliche ist fern; während die Schatten des Todes mich bedeckten, hat er Paris verlassen, und jetzt ist er mit seiner Truppe bereits auf dem Marsche nach Pohlen. Wir werden uns nie wieder sehen, das ahnet mir. Wozu auch? Wir sind auf ewig geschieden! So will es die Pflicht. Ach Gott! Sie ist doch streng und unerbittlich!

Seit meine Besinnung, und mit den wiederkehrenden Kräften auch mein Gedächtniß mir wieder völlig zurückgekehrt ist, denke ich vergebens nach, wie denn jene unglückliche Zusammenkunft in meinem Zimmer entdeckt werden konnte? Die Montalais versicherte mich, daß Guiche vollkommen unentdeckt aus dem Pallast

gekommen war. Unter den Frauen, die bey mir waren, hatte ihn, die Scüdery vielleicht ausgenommen, keine erkannt, und diese ist keines Verrathes fähig. Mademoiselle, wenn sie etwas auch nur vermuthet hätte, hätte damahls auf der Stelle zum Könige eilen, und es ihm sogleich entdecken müssen. Wäre dieß geschehen, so hätte sie bis jetzt nicht darüber schweigen können, und ihr kann ich überhaupt keine Klatscherey zutrauen. Ihr Character ist unbesonnen, lebhaft, aber nicht tückisch oder gemein. Hätte irgend eine untergeordnete Person, die dem Vermummten auf den Gallerien oder Treppen begegnet wäre, Verdacht geschöpft, so wäre die Zeit zu kurz, bis ein Rapport von solcher Hand bis zum Könige hätte dringen können, vielleicht zwey Stunden nach dem Vorfalle schon davon unterrichtet war. Das allein bleibt das wahrscheinlichste, daß Jemand, dem früher schon die Sache bekannt gewesen, sich eines so niederträchtigen Verrathes schuldig gemacht habe, Jemand, der um das Geheimniß wußte, und der den Grafen haßt oder mich. Mein Verstand steht stille, mein Verdacht irrt umher, ohne Jemand anklagen zu können; aber mein Mißtrauen ist erregt, und ich fürchte in jeder Person, die sich mir

naht, einen verborgenen Feind. Wäre die Montalais noch hier, so könnte diese vielleicht Nachweisungen geben. Sie muß wissen, wen sie noch ins Vertrauen zu ziehen nöthig hatte, wer allenfalls treulos hatte seyn können. Aber sie ist fern, und mit ihr zu correspondiren ganz unmöglich.

Übrigens hat sich aus dem trüben Dunkel meines umnachteten Daseyns doch Eine hellere Seite entwickelt. Ich stehe seit jenem letzten Sturm, der mich an den Rand des Grabes gebracht, besser mit meinem Gemahl. Vielleicht hat er eingesehen, daß er böswilligen Einflüsterungen zu viel Gehör gegeben, mich zu ungehört verurtheilt hatte; vielleicht hat die Gefahr mich zu verlieren, mich ihm werther gemacht. Er zeigt mir eine viel lebhaftere Theilnahme, und wenn dieß Alles auch noch weit von eigentlicher Liebe entfernt ist, so danke ich Gott doch auch dafür. O hätte er im Anfange unseres Ehestandes sich nur so wie jetzt gegen mich benommen, hätte er mein entgegenkommendes Herz nicht so achtlos fallen lassen, es wäre vielleicht Manches nicht geschehen, was jetzt einen unversiegbaren Quell von Bitterkeit durch mein Leben gießt.

An diesem Briefe, der freylich sehr lange geworden ist, habe ich acht volle Tage geschrieben. Heute aber muß ich ihn schließen und fortsenden, denn Dein Bruder fertigt einen Courier ab. So lebe wohl, obwohl ich Dir noch viel zu sagen hätte.

Vier und zwanzigster Brief.

Graf Armand von Guiche an den Marquis des Vardes

Nancy, im Anfang des April.

Mein Corps ist in Begriff aufzubrechen, und ich ziehe an seiner Spitze weit, weit von dem schönen Frankreich und allem, was in dessen gesegneten Räumen athmet, in ein fernes, fremdes, halb barbarisches Land. So nimm, ehe ich scheide, den letzten Gruß des treuen Jugendfreundes noch von der heimathlichen Erde! Ich gehe Kämpfen, Beschwerden, Entbehrungen, vielleicht dem Tode, aber auch der Ehre, dem Ruhm, und einer willkommenen Thätigkeit entgegen. Ich habe diese Bestimmung selbst gewählt, sie sagt mir zu, ich bin zufrieden damit.

Dieß aber hindert nicht, daß mein Herz aus tausend Wunden blute. Sie war krank, ist es

noch, und kaum ist die Gefahr, die ihr Leben bedrohte, gewichen. Ich darf auch nicht mehr den Wunsch hegen, sie zu sehen, wenn auch nur von fern, nur auf Augenblicke. Welche furchtbare Folgen hatte für sie jener gewagte Versuch! Welche Vorwürfe mußte ich mir machen, als ich erfuhr, daß man mich erkannt, daß man sie grausam zur Rede gestellt, und sie dadurch an den Rand des Grabes gebracht hatte! Noch ist es mir ein undurchdringliches Räthsel, wer mich verrathen haben kann, da nur zwey Menschen, die Montalais und Du im Voraus um mein Geheimniß wußten, und alle Vorsichtsmaßregeln so getroffen waren, daß eine Entdeckung unmöglich schien.

Und doch, Freund! So unerwartet traurig die Folgen jenes Abentheuers waren, nun sie noch lebt, und ihre Gesundheit wiederkehrt, kann ich es nicht bereuen, es gewagt zu haben. Ich habe sie noch Einmahl vor einer langen, vielleicht ewigen Trennung gesehen, ich habe den Druck ihrer Hand gefühlt, ihr Blick hat Seligkeit, Muth, Siegeszuversicht in meine Seele gestrahlt! Ich war ganz glücklich in diesen kurzen Augenblicken. Ich war es schon dadurch, daß ich das Gemach, wo sie lebt, betreten, den

süßen Duft des Jasmins wieder athmen durfte, der sie stets umfließt, und sie wie eine Blumenatmosphäre umgibt! Nein, des Bardes, ich kann es nicht bereuen, jenen tollen Versuch, wie Du ihn nanntest, gewagt zu haben, und ich lebe der süßen Zuversicht, daß auch Sie, Sie, die Himmlische, sich dessen freut, was auch später über sie hereingebrochen ist.

Aber nun, da ich scheide von ihr, sie lange, vielleicht nie wiedersehen werde — ich bin darauf gefaßt, und entsetze mich vor keiner, wenn auch noch so langen Trennung, denn ich weiß, daß unsere Geister verbunden sind — jetzt, o Freund! empfehle ich sie Dir. Kann ich das höchste Gut, was ich auf Erden besitze, ihre Freundschaft, ihr edles Zutrauen, in bessere, sicherere Hände legen, als in die des treuesten Jugendfreundes? Sey Du ihr Vertrauter, der Bothe unserer schuldlosen, und doch so schwer verfolgten Liebe. Bringe Du, weil sie mir ausdrücklich verbothen hat, ihr mehr zu schreiben, die Nachrichten, wie es mir ergeht, und melde mir dafür Alles, aber Alles, bis auf jede Kleinigkeit, was Du von ihr weißt.

Ich erkenne wohl, daß dieß für Dich ernsten, philosophischen Menschen eine schwere Aufgabe

seyn wird, denn Du siehst das Alles tief unter Deinen Blicken, die nur auf das große Ganze gerichtet sind; aber ich zähle auf Deine Liebe zu mir. Sey ihr Rathgeber in so manchen schwierigen Fällen, die sich in ihrem Leben finden — sie kann keinen erfahrneren haben; sey endlich ihr Tröster, wenn ihr Muth sinkt, wenn Schmerz oder Unbill ihr naht! Ach, daß man mich von ihr gerissen, und es mir unmöglich gemacht hat, ihr das Alles selbst zu seyn! Ich verlangte ja nichts anders, ich fand die schönste Bestimmung meines Daseyns darin.

Das ist vorbey! Es muß vorbey seyn. Die Ehre winkt, es rauscht in den Zweigen des Lorbers. Lebe wohl! Auf dem Marsche schreibe ich Dir, wo immer ich Zeit und Gelegenheit finde.

Fünf und zwanzigster Brief.

Madame Henriette an Lady Honoria Montague.

Fontainebleau im October.

Du beklagst Dich, meine geliebte Freundinn, über die Seltenheit und Kürze meiner Briefe. Ich habe nichts zu schreiben. Mein Leben geht wie ohne Klage, so auch ohne Wunsch hin. Mein Gemahl behandelt mich freundlich, der König ist gütig, wie immer, und seit ich mehr vegetire als lebe, seit mir Alles gleich gilt, und die Freuden der Jugend keinen oder wenig Anspruch mehr an meinen Geist machen, stellt sich auch mein Verhältniß zur Königinn-Mutter auf einen leidlichern Fuß. In Fontainebleau bin ich auch lieber wie in Paris, am liebsten jedoch in St. Cloud; dort umschweben mich die Geister entschwundener Freuden. Sie sind dahin, ich habe sie Gott

geopfert, der mir zum Lohn dafür den häuslichen Frieden geschenkt hat. Seit acht Tagen sind wir hier, der Herbst ist weit vorgerückt, die Jagden beginnen für die Herren, das Leben der Frauen gestaltet sich dadurch schon, daß die Jäger fast den ganzen Tag entfernt sind, und auch durch die Jahreszeit, viel einsamer. Ich nehme wenig Theil an jenen Unterhaltungen, bey denen ich sonst sehr thätig war, und an der Seite des Königs oder meines Gemahls unter dem Getöne der Hifthörner, von einem raschen Rosse getragen, über die Felder dahinflog, oder mich durch das Dickigt des Waldes drängte. Jetzt hat das Alles seinen Reiz für mich verloren. Ohnedieß lauerte damahls, und würde auch jetzt Mißgunst und Eifersucht auf jeden meiner Schritte lauern; aber damahls erschien Eine Gestalt unter dem Chor der Schützen, damahls sah ich oft einen kühnen Reiter auf seinem andalusischen Pferde vor mir, oder neben mir dahinsprengen! Das ist vorbey! Was soll ich auf der Jagd? Besser ist es, mich still im Schlosse zu halten; so hat Niemand etwas zu bespähen, zu berichten, zu critisiren, und ich kann jetzt stundenlang mit meiner Arbeit am Fenster sitzen, hinausschauen in die trübe, herbstliche Gegend, voll Nebel und scheidender Reize, das Gras be-

trachten, das seine frische Farbe verloren hat, die Beeten, auf denen außer Astern und Todtenblumen wenig mehr zu sehen ist, und in den Fall der Blätter hineinstarren, die sich leise von den Zweigen lösen, und langsam niedersinkend den Baum allmählig all seines Schmuckes entkleiden. Wie lange, denk' ich dann, wird es noch anstehen, so sinken, wie jetzt die Blätter, die Schneeflocken aus der Luft herab, der Winter kommt, und Alles ist erstorben!

Des Vardes scheint mir seltsam seit einiger Zeit, ich finde etwas Ungleiches in seinem Benehmen, und glaube zu bemerken, daß jene Ruhe und Abgemessenheit, welche ich im Anfange für Kälte des Herzens und Wirkung des überwiegenden Verstandes hielt, mehr das Resultat bitterer Erfahrungen oder strenger Herrschaft über sich selbst ist. Er gibt Veranlassungen im Gespräche, Augenblicke unbewachter Zerstreuung, wo ich aus dieser anscheinend kalten Brust eine gähe Flamme des Zorns oder der Theilnahme, der Mißbilligung oder Freude hervorbrechen, eben so schnell aber verschwinden, und der gewohnten Gelassenheit Platz machen sehe. Solche Augenblicke haben etwas Unheimliches für mich, aber sie zeigen, daß Vardes nicht so kalt ist, wie er scheint; auch hätte

ja sonst jenes weiche, gefühlvolle Herz nicht an dem seinen ruhen können, und dieß ist es, was in meinen Augen sein eigentliches Verdienst ausmachte. Er ist jetzt der Einzige, mit dem ich von dem Entfernten reden kann, da man mir die Montalais entrissen hat, und die Valentinois auch nicht mehr zurückgekehrt ist. Aber selbst die Art, wie des Vardes über seinen Freund spricht, mißfällt mir; sie hat etwas Verletzendes, er stellt sich so hoch über ihn, und weiß unter dem Scheine der Liebe, die selbst die Schwächen an dem Freunde mit partheiischer Nachsicht betrachtet, Allerley vorzubringen, was meine Vorstellung von Guiche herabstimmen müßte, wenn ich diesen des Vardes nicht richtiger zu beurtheilen, und alle diese Ansichten aus dem Hochmuthe eines eminenten Geistes, der sich über Andere erhebt, herzuleiten wüßte. Indessen, er spricht doch von ihm, und ich höre, wie es Jenem ergeht. Er zeichnet sich ungemein aus. Seine Tapferkeit im Gefechte, seine Geistesgegenwart, noch mehr aber seine zweckmäßigen Anordnungen, haben ihn dem König von Pohlen ungemein werth gemacht. Er ist auch am Hofe von Warschau ein Stern erster Größe, und des Vardes gibt mir zu verstehen, die Pohlinnen seyen sehr schöne, sehr ein=

nehmende Frauen, und Guiche habe sein Glück schon mehrere Mahle machen können, es vielleicht auch schon gemacht. Diese Reden verletzen mich; aber dann, wenn ich in der Einsamkeit darüber nachdenke, weiß ich recht gut, was ich auf Rechnung des allzuscharfen Freundes schreiben soll. Der verschattende Nebel zerfließt, und das edle Bild steht wieder in verklärter Reinheit vor mir. Jetzt lebe wohl! Da hast Du wohl einen ziemlich langen Brief, aber doch wenig Inhalt.

Sechs und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais-Royal, im März 1669.

Schon wieder, meine treue Freundinn, habe ich Dir einige unangenehme Auftritte und Bemerkungen mitzutheilen, die denn die kurze Ruhe, deren ich nach schweren Opfern genoß, abermahls stören, und wenn sie schon eben keine eigentlichen Leiden herbeyführen, mich doch sehr verstimmen.

Ich habe öfters vielleicht in meinen letzten Briefen *) eines gewissen Grafen Marsillac erwähnt, der sich diesen Winter bey Hof hat vorstellen lassen, und dem es leider eingefallen ist, mich zum Gegenstande seiner erst heimlichen, dann aber unverhohlenen Anbethung zu ma-

*) Sie kommen nicht vor.

chen. Es ist ein höchst unbedeutender, beynahe alberner junger Mensch aus der Provinz, dem man seine Gascognischen Sitten und Aussprache von weitem ankennt, übrigens eine angenehme Gestalt, und er hat sogar—denke Dir, wie sein erster Anblick mir auffiel!—eine flüchtige Ähnlichkeit mit einer unvergeßlichen Person. Doch war es genug, Einmahl mit ihm gesprochen zu haben, um sich zu überzeugen, daß diese Ähnlichkeit nicht weiter als bis auf die Oberfläche ging, und dieser Mensch, was geistige Vorzüge und jede Anmuth betrifft, auch nicht von fern mit dem verglichen werden konnte, an den seine Züge beym ersten flüchtigen Hinblick erinnerten. War es diese Ähnlichkeit, welche von mehreren bemerkt, und dem jungen Menschen kund gemacht wurde, und die Hoffnung, deßhalb Eindruck auf mich zu machen, was ihn ermuthigte, sein Glück bey mir zu versuchen? Kurz, er fing an sich ziemlich merklich, aber auch ziemlich ungeschickt, als mein feuriger und beständiger Verehrer darzustellen. Mir war es im Anfange gleichgültig, dann lächerlich, dann ungelegen. Aber damit sollte für mich, der doch aus jeder Blume, ach, aus jedem Unkraut Gift erwächst, die Sache nicht abgethan seyn. So unbedeutend der Mensch, so thöricht seine

Huldigungen waren, so reichten sie doch hin, um die Geister des Argwohnes aufzuschrecken. Des Vardes war der Erste, der mich auf neue Bewegungen dieser Art aufmerksam machte, und mir rieth, auf meiner Huth zu seyn. Aber die Sache schien mir so geringfügig, ich war mir meiner vollkommenen Gleichgültigkeit so wohl bewußt, daß ich nichts an meinem Betragen abänderte, ja nichts abzuändern wußte, und meinen Gang ruhig gehen wollte.

Zu meinem Erstaunen mußte ich bemerken, daß des Vardes die übeln Folgen, oder wohl gar Gefahren, die aus der lächerlichen Anbethung jenes albernen Menschen für mich entstehen konnten, in sehr ernstem Lichte sah. Er machte mir Vorstellungen, ich möchte beynahe sagen, Vorwürfe darüber, und drang in mich, den allzu kühnen Gecken, wie er ihn nannte, durch eine abschreckende Erklärung zu entfernen. Das schien mir der Sache eine Wichtigkeit beyzulegen, die sie nicht hatte und nicht verdiente, und ich lehnte des Vardes Rath freundlich aber bestimmt ab. Er schwieg, aber er war empfindlich geworden, das merkte ich wohl. Er gehört eben zu den überverständigen Menschen, die sich allein in der Welt für weise, und alle Übrigen für mehr oder

minder einfältig halten. Solche Menschen üben dann die Intoleranz der Vernunft, gewiß die ärgste von allen, und finden sich beleidigt, wenn man sich untersteht, ihrem Rathe nicht zu folgen.

Ich blieb indessen still auf meinem Sinn, aber ich merkte bald, daß die kleinen Neckereyen von allen Seiten begannen, und auch Monsieur, der bisher so gut mit mir war, anfing, seinen Ton zu ändern, was mir ungemein leid that.

Ich vernahm bald darauf durch des Vardes, der sich immer in Kenntniß von dem Schicksale der armen Montalais zu Fontevrault zu erhalten weiß, daß auch sie bespäht, und genauer als zuvor bewacht wird, und daß sie Spur davon habe, daß man in ihren Habseligkeiten Nachsuchungen gethan. Er rieth mir daher, Guichens Briefe, die sie noch besaß, durch ihn, da er mir einen sichern Weg anzugeben wußte, zurückzufordern. Eine Weile wollte ich mich nicht dazu entschließen, endlich that ich es, mehr um Ruhe zu haben vor seinen ewigen Ermahnungen, als aus Überzeugung. Ich gab ihm ein Billet an die Montalais, und diese lieferte ihm die Briefe durch eine sehr sichere Mittelsperson aus. Glaubst Du aber, daß ich sie wieder erhielt? Nichts weniger! Des Vardes behält sie noch immer, er glaubt sie siche-

rer in seiner Verwahrung als in meiner. Er führt mir dieselben Gründe an, die mich dazumahl bewogen, sie lieber in der Montalais als in meinen Händen zu wissen, und besteht mit dem Eigensinn seines trocknen Verstandes darauf, indem er so aufs beste für mich zu sorgen glaubt. Was kann ich sagen? Er hat im Grunde wohl nicht Unrecht; aber ich hätte diese lieben Blätter doch gar so gern wieder gesehen, gelesen, den Abdruck einer reinen, unglücklichen, und so treuen Liebe! Als ich ihm das sagte, nicht so warm, wie ich es Dir schreibe — denn mich hält sein schrofes Wesen überhaupt, am meisten aber der seltsame und fast bittere Ton, den er seit einiger Zeit gegen mich angenommen hat, von jeder herzlichen Eröffnung ab — da erschrack ich, ich versichere Dich, über den Ausdruck von Unwillen, den seine ohnedieß nicht lieblichen Züge annahmen. Sein gelbes Gesicht erbleichte, seine schmalen Lippen bebten, und ein — ich hätte bald gesagt — höllischer Funke flammte aus seinen dunkeln tiefliegenden Augen. Doch faßte er sich schnell, kämpfte den unziemlichen Ausbruch nieder, und erwiederte anständig mit guten Gründen, aber doch mit einiger bittern Ironie, daß es ihm leid thue, dieser gerechten Bitte zärtlicher Leidenschaft für mei-

nen Ritter nicht willfahren zu können, daß es eine schwere, aber unerläßliche Pflicht der Freundschaft sey, für die Freunde, selbst wider ihren Willen, und auf die Gefahr hin, von ihnen verkannt zu werden, zu sorgen u. s. w. Kurz, ich mußte nachgeben, aber die Erinnerung an jene Scene, und besonders an des Bardes Gesicht in jenem Augenblick, hat einen unangenehmen Eindruck in meinem Gemüthe zurückgelassen.

Ein Paar Tage darauf beging jener junge Gascogner eine sehr große Unschicklichkeit und Unbesonnenheit, indem er beym Lever des Königs mit einem Offizier der Garde im Vorzimmer Streit, ich weiß nicht mehr um was? anfing, und so frech war, den Offizier zu fordern. Die Anwesenden, klügere Männer, legten wohl den Zwist bey, aber der König verwies den Thoren vom Hofe *), eine Strafe, die mich doch etwas zu hart für jenes Vergehen dünkte, das wohl nur in des Menschen Albernheit oder Unkenntniß der Hofetikette seinen Grund hat. Ich will nur jetzt hoffen, da dieser Mensch entfernt ist, daß man auch mir wieder Ruhe gönnen, und mich meinen Kummer still tragen lassen wird.

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Sieben und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

St. Cloud im Junius.

So ist es denn wahr, was ich so oft mit bitterm Gefühle beklagen hörte, und in der seligen Täuschung einer entgegengesetzten Erfahrung nicht glaubte: es gibt keine wahre Liebe in der Welt, keine stete Treue, und was die Menschen davon fabelten, sind schimmernde Blasen, die das Gehirn der Dichter oder Romanschreiber aufgetrieben hat, und die vor der Berührung der Wirklichkeit zerplatzen. O Gott! Es war doch ein schöner Traum! Freylich nur ein Traum! Und daß er hier — gerade hier in St. Cloud zerstört werden mußte, hier, wo jedes Zimmer, jedes Blumenbeet des Gartens, jede Laube — ach! jedes Blatt am Baume mir von jener Zeit spricht,

wo Er in einer Liebe glühte, die ich für ewig hielt, wie die meinige — das, Honoria, schmerzt gar tief! —

Und doch sollte ich nicht also klagen. Es ist Selbstsucht, gemeiner Eigennutz, was mich also sprechen macht. Ich sollte mich freuen, daß der theure Freund Heilung seiner Wunden gefunden hat, ich sollte ihm, mir Glück wünschen. Ach! ich thue es ja auch, ich bezwinge mein rebellisches Herz, ich schelte es — aber es fährt fort zu bluten.

Du weißt nicht, wovon ich spreche? So höre denn!

Vor einigen Tagen, gerade als ich hier am Ufer des Teiches saß, wo ich vor zwey Jahren so oft mit ihm, der guten Scüdery, und einigen meiner Frauen gesessen war, und mich in jene Zeiten, in mein Arkadien zurückträumte, mit geschlossenen Augen die geliebte Gestalt vor meinen innern Blick zu zaubern mich bemühte, und den Klang der holden Stimme zu vernehmen glaubte, mit welcher er uns zuweilen spanische Romanzen sang, oder italienische Gedichte vorlas — da weckte ein Geräusch mich aus meinen Träumereyen; ich blickte auf, meine Frauen waren aufgestanden, Jemanden zu bewillkomm=

nen und sich nähern zu lassen, und des Vardes stand vor mir. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie unangenehm die eisige Gestalt des Mannes mitten in den warmen Frühling meiner wehmüthigen Erinnerungen hereintrat, und sein Gesicht, das nie einnehmend ist, deutete heute auf besondere Stürme. Mich ergriff das Alles sehr unheimlich, ich sah, er hatte mir etwas mitzutheilen, mir graute davor, ehe ich es vernahm. — O wie sehr hat der Erfolg diese Ahnung gerechtfertiget! Ich stand auf unter dem Vorwand, eine Tour im Garten zu machen, des Vardes trat an meine Seite; die Mädchen zogen sich zurück und folgten in einer kleinen Entfernung. Was vernahm ich! O mein Gott!

Nach einer gehörig langen Einleitung, während welcher die Angst mir die Kehle zuschnürte, vernahm ich nun — was ich nie geglaubt, was ich noch zuweilen zu bezweifeln thöricht genug bin, wenn mein Herz sich empört, und alle Geister der entflohenen schönen Stunden sich um mich sammeln: Guiche wird heirathen! — Da stehen die Worte, ich starre sie an, und frage mich, ob es denn möglich sey, daß ich, daß er dahin gelangen konnte bis zu diesem Ereigniß! —

Die Tochter der Castellaninn von Warschau

— seine Braut! O wie das zerreißend in meiner Seele widerklingt! Diese Braut soll ein sehr hübsches, und, wie ihre meisten Landsmänninnen, anmuthiges Geschöpf seyn. Ich habe es oft gehört, daß die Pohlinnen sehr wohl ihre Reize geltend zu machen verstünden. Wer weiß, welche Künste gebraucht wurden! O pfuy! pfuy über mich selbst und diesen Zug von Neid und niedrigen Argwohn! Er hat sich mir auch jetzt nur wieder vorgedrängt, aber er soll zu meiner Beschämung stehen bleiben. Sonst habe ich diese eigensüchtigen Regungen niedergekämpft, ich habe geweint, gebethet. O ich habe viel in diesen Tagen geweint! Gott wird mich stärken, auch dieß, das Schwerste von Allem, zu ertragen.

Wo wandelt jetzt der Freund? Fern — fern in mir unbekannten Gegenden, umgeben von mir unbekannten Menschen, beseelt von einem mir fremden Gefühle, für ein mir unbekanntes Weib! Es ist ein Abgrund von Schmerz in diesen Gedanken. Zuweilen meine ich, es wäre mir leichter, alles zu leiden, was ich leide, wenn ich nur seine Umgebungen, und besonders die kennte, die jetzt meinen Platz in seiner Seele einnimmt. Aber so ist alles fremd, kalt, finster, wo

ich hinblicke, hindenke. O mein Gott! Wie ist es möglich, daß Armand mir dieß thun konnte!

Der Mann muß mit einem andern Maßstabe gemessen werden, als die Frau, sagte mir Des Vardes, seinen Freund entschuldigend. Das Weib gehört dem Manne an, der Mann der Welt. Sie nimmt an dieser nur mittelbar, durch den, den sie liebt, der für sie sorgt, Theil. Dem Manne ist es bestimmt, selbstthätig einzugreifen in das große Getriebe des Wirkens und Schaffens, er darf sich keiner entmuthigenden Leidenschaft ausschließlich hingeben; darum hat die Natur schon seine Nerven gestählt, seine Seele stark gemacht, sich aus schwächenden Banden loszureißen, wenn sie seine Thätigkeit lähmen sollten, und darum ist Wankelmuth, der bey einem Weibe zu tadeln wäre, an dem Manne zu entschuldigen, ja oft zu billigen.

Das sind recht schön gesetzte Worte, recht scheinbare Gründe. Wenn ich mit Des Vardes davon spreche, weiß er sie so zu wenden, daß ich ihm nichts mehr einwerfen kann, mein Verstand muß ihm Recht geben; aber mein Herz widerspricht, und mit tausend Stimmen ruft es in meinem Innern: Er hätte nicht sollen vergessen können!

Einige Tage später.

Mein unerbittlicher Arzt schneidet tief, bis aufs Leben in meine Wunden ein. Ich erkenne, er hat Recht, aber mein Herz blutet unaufhörlich, und mir bleibt kein anderer Wunsch, als daß es sich verbluten möge!

Des Vardes hat mich überzeugt, daß es in den gegenwärtigen Umständen nicht bloß der Schicklichkeit, sondern selbst meiner Sicherheit gemäß sey, meine Briefe — die wenigen Blätter, die Guiche von mir erhalten, zurückzufordern. Ich muß erkennen, daß er auch hierin Recht hat, so sehr mein ganzes Innerstes sich dagegen sträubt. Ich trug ihm also auf, die Briefe zu fordern, sobald er dem Grafen schreiben würde. Das ist aber nicht hinreichend, wie er meint; ihm allein, auf sein Wort, würden sie nicht ausgefolgt werden. Ich mußte also ein Billet schreiben — an ihn in dieser Stimmung, in dieser Angelegenheit! Eben so gern, O weit lieber hätte ich mein Todesurtheil geschrieben! — ein Billet, worin ich ihn, ohne mich, wie natürlich, über die nächste Veranlassung dieses Schrittes zu erklären, ersuchte, mir die Briefe zurückzusenden, die in den gegenwärtigen Verhältnissen keinen Werth für ihn haben könnten! Jene Wor-

te konnte ich zu unterstreichen mir nicht versagen; er mag sie sich deuten! Des Vardes lächelte halb zufrieden, halb boßhaft, als ich ihm das Billet zeigte. Ganz hat es Eure Hoheit doch nicht lassen können, dem Treulosen einen kleinen Stachel ans Herz zu werfen, sagte er. Ich schwieg, und ließ ihn glauben, was er wollte.

Des Porträts machte ich keine Erwähnung. Des Vardes weiß nichts davon, so wie er auch, das kann ich aus mehrerem schließen, durch Guiche nicht von Allem unterrichtet ist, was zwischen uns vorgegangen. Es ist natürlich. So viel Achtung und Zutrauen er auch für Des Vardes haben mag — es ist unmöglich, diesem Manne etwas mitzutheilen, was ins Gebieth der zärtlichern und zarteren Gefühle gehört. Also bleibt es Guiche freygestellt, was er mit jener goldnen Kapsel machen will. Legt er sie den Briefen bey, so weiß ich, daß auch keine Erinnerung mehr für mich in seinem Herzen spricht. Legt er sie nicht bey — o mein Gott, er kann sie auch wohl schon verloren haben — was hat das todte Bild einer Andern für Werth neben dem lebenden liebenden Weibe, an dem er mit aller Kraft seines Wesens hängt.

Das ist der giftigste Stachel für mich, der,

den diese Vorstellung enthält. Er hängt an einer Andern, sein glühendes Gefühl umfaßt eine Andere. Ich kenne sie nicht. Sie ist ein Gespenst für mich, ein schreckendes — entsetzliches! Aber der brennende Schmerz, den diese Vorstellung in mir erregt, und die Erschöpfung, welche ihm jedesmahl folgt, läßt mich doch auch hoffen, daß ich diese Qual, von der sich Niemand einen Begriff machen kann, nicht lange zu dulden im Stande seyn werde. Das ist mein einziger Trost. Lebe wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

St. Cloud im Julius.

Er hat die Briefe zurückgeschickt — das Porträt nicht. — Zwey Zeilen, an Des Bardes oder mich gerichtet — das ist zweifelhaft — drückten seine Bereitwilligkeit aus, den ihm zugekommenen Befehl zu vollziehen. Das war der ganze Inhalt der Sendung. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört, und werde und will auch nichts mehr von ihm hören. Mit Andern spreche ich natürlicher Weise nicht über ihn, und Des Bardes Betragen gegen mich wird immer seltsamer, und mir immer widriger. Denke, daß er mir auch diese, meine eigenen Briefe nicht zurückgibt, unter demselben Vorwand, unter dem er die seines Freundes behielt, sie seyen sicherer bey ihm, als bey

mir*). Als ich erklärte, ich wäre nicht gesonnen, die meinen aufzuheben, sondern ich wollte sie vertilgen, versetzte er mit einem Lächeln, dessen Widrigkeit sich nicht beschreiben läßt: Es wäre zu viel Schade um diese Ergießungen einer treuen unglücklichen Liebe, um sie den Flammen zu übergeben; auch würden sie schwerlich brennen, indem sie Guiche zu viel mit seinen Thränen benetzt haben wird. Ich kann nicht sagen, wie dieser eben so unzeitige als rohe Spott mich verletzte — und nur das fiel mir später auf, daß er anzudeuten schien, als hätte Guiche sich schwer von den Blättern getrennt? Ach nein! Er heirathet ja eine Andere, er ist wohl schon verheirathet, wenigstens läßt es mich Des Vardes vermuthen, wenn er von ihm spricht. Dieß geschieht jetzt äußerst selten. Wozu auch? Zu hoffen, zu fürchten, zu besprechen ist nichts mehr. Ich sehe, daß Des Vardes selbst diesen Gegenstand zu berühren vermeidet, und ich thue es seit jener letzten Catastrophe nie mehr von selbst.

Etwas anderes ist, was mich jetzt oft aufmerksam macht — Des Vardes verändertes Betragen gegen mich. Seiner Ungleichheit habe ich

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

schon früher erwähnt. Sie besteht noch, aber wenn es nicht thöricht, ja lächerlich wäre, dem Verehrer der Gräfinn von Soissons, einem Manne von so viel Geist und so genauer Kenntniß der Verhältnisse, eine unbegreifliche Schwachheit zuzutrauen, so müßte ich manchmahl glauben, er nähre Gefühle von zärtlicherer — Ansprüche von ausschließenderer Art für mich. Bey jener Geschichte mit dem Gascogner fiel es mir das erstemahl auf. Jetzt, seit des Entfernten nicht mehr zwischen uns erwähnt wird, glaube ich solche Erscheinungen öfters zu bemerken. Doch es konn ja nicht seyn.

Obwohl ich nie von Guiche zu reden anfange, höre ich doch Manches von ihm. Das französische Corps, das er befehligt, und das bestimmt ist, dem Könige von Pohlen gegen die Schweden beyzustehen, hat in einigen bedeutenden Gefechten sich sehr vortheilhaft ausgezeichnet. Johann Casimir läßt der Tapferkeit der Franzosen, und vor allem den Feldherrngaben ihres Anführers volle Gerechtigkeit widerfahren, und ehret Guiche auf alle Weise. Auch mein Schwager ist sehr zufrieden mit ihm, und sein alter Vater Grammont ganz glücklich in dem Ruhme seines Sohnes. Ich freue mich dessen im Stillen. Ich

sage nichts, ich dränge die Thränen zurück, die so oft hervorzubrechen drohen, wenn ich den Helden preisen höre, in dessen Herzen ich einst herrschte, und der nun einer Andern angehört. Aber es fällt mir doch auf, daß Niemand seiner Heirath erwähnt. Sollten Familienrücksichten ihn und seinen Vater bestimmen, vor der Hand noch das Geheimniß zu bewahren? Ich wage es nicht, darnach zu fragen. Das Porträt hat er nicht mit den Briefen zurückgeschickt, und der schwarzgallichte Freund hat sich über die Thränen lustig gemacht, welche diese Briefe benetzt haben mögen. Ich sammle, wie Du siehst, die Splitter meines zertrümmerten Glückes. Ein schwacher, armer Zweifel schleicht sich zwischen die tiefen Schmerzen ein, die meine Brust erfüllen, aber es dient wohl nur dazu, den fruchtlosen Kampf zu verlängern.

Neun und zwanzigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Fontainebleau, im September 1669.

Nach drey Tagen, die ich im tiefsten Leid, und, um mich den lästigen Augen der Welt zu entziehen, unter dem Vorwande des Unwohlseyns einsam in meinen Zimmern zugebracht habe, ergreife ich die Feder, um Dich, Du treue Freundinn, mit dem herben Schicksal bekannt zu machen, das mich, die wohl von Kindheit auf zum Dulden geboren ist, betroffen hat. Wahrscheinlich lebt Guiche in diesem Augenblicke nicht mehr, und so entsetzlich mich diese Nachricht vor einigen Tagen ergriff, als ich sie ganz unvorbereitet während des Soupers beym Könige vernahm; so sehr ich fühle, daß mein Leben mit dem seinigen zugleich versehrt ist, und der Tod mir jetzt als ein Befreyer erscheint; so liegt doch in den begleiten-

den Umständen dieses Falles mehr als ein Grund, aus dem mein Gemüth Beruhigung, Trost, ja Hoffnung schöpft. Ich will mich bemühen, Dir Alles, so ordentlich ich es vermag, zu erzählen.

Schon einen Tag vor jenem unglücksvollen Souper lief ein dumpfes Gerücht umher, als wären schlimme Nachrichten aus Pohlen gekommen, als hätten die Schweden einen großen Sieg erfochten, die Pohlnische Armee und unser Hülfscorps sehr gelitten. Ich vernahm das wohl auch, mein Herz wurde bange, aber die Sache wurde so unbestimmt, so widersprechend erzählt, daß ich mir selbst Muth und Unglauben zusprach.

Am dritten Tage nun, bey einem glänzenden Feste, wo der ganze Hof zugegen war, erschien der König mit etwas verfinsterter Miene. Wir bemerkten es wohl Alle, aber Niemand wagte zu fragen. Er hatte die Depeschen eben erhalten, wie er aus seinem Zimmer trat, um sich in den Tafelsaal zu verfügen. Beym Souper, nachdem die Unterhaltung minder lebhaft als sonst geführt worden war, vernahm ich, wie Anna von Österreich ihren Sohn leise fragte, ob etwas Unangenehmes vorgefallen sey, er scheine minder heiter als sonst? Da winkte der König ihr zu, und sich mehr gegen die Anwesenden wendend, fuhr er

fort: Es ist unnütz, länger ein Geheimniß aus einer Sache zu machen, die in Kurzem allgemein bekannt seyn wird. Jenes Gerücht, das durch Handelsbriefe schon gestern verbreitet war, hat sich leider bestätigt. Die Pohlnische Armee hat eine schreckliche Niederlage erlitten. Man glaubt, es sey Verrätherey im Spiele gewesen. Wie dem immer sey, der König ist sehr zu beklagen, denn seine Aussichten auf Ruhe und Sicherheit sind nun zerstört, oder wenigstens auf lange hinausgeschoben. Aber wir sind nicht minder zu beklagen, denn auch unser Corps hat erstaunlich gelitten, und viele Familien werden jetzt gekränkt seyn. Es ist fast kein Offizier von den unsrigen, der nicht verwundet wäre, oder seinen Ruhm mit seinem Leben bezahlt hätte; denn gefochten haben meine Leute wie Löwen, wie echte Franzosen, und ihr Anführer, Graf Guiche, soll Wunder der Tapferkeit gethan haben *).

Während der König dieß erzählte, und alle Anwesenden mit gespannter Aufmerksamkeit ihm zuhörten, fühlte ich mich von unbeschreiblicher Angst ergriffen, und ich wäre, hätte Jemand das Wort an mich gerichtet, nicht im Stande gewe-

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

sen, eine Sylbe vorzubringen. Zu meinem guten Glücke aber war Alles so beschäftigt mit dem, was der König sagte, daß mein Zustand der allgemeinen Aufmerksamkeit entging. Dieß war um so tröstlicher für mich, da nun Erläuterungen folgten, die vernichtend auf mich wirkten.

Jemand, ich weiß nicht mehr wer? fragte zuerst, ob man die Nahmen derjenigen wisse, die geblieben sind? Der König zog hierauf einen Brief aus der Tasche, und las fünf bis sechs Nahmen von Offizieren aus bedeutenden Häusern. Zum Glücke befand sich Niemand unter dieser Zahl, der Einen von den Gästen näher anging. Und Graf Guiche? hörte ich nun die Königinn fragen.

Der ist schwer verwundet, antwortete der König: Er hat eine ungemeine Bravour bewiesen, seiner Entschlossenheit und geschickten Führung ist es zuzuschreiben, daß der König von Pohlen der Gefahr entging, in die Hände seiner Feinde zu fallen.

Nun mischte sich auch Monsieur ins Gespräch, und die alte Zuneigung für den ehemahligen Liebling schien sich in seinem Herzen zu regen. Er fragte angelegentlich nach allen nähern Umständen, und meine bekümmerte Seele wußte ihm doppelt en Dank für diese schöne Wärme. Denn

erstlich ehrte er den Freund damit, und verschaffte mir die Kenntniß all meines Jammers, aber auch eine geheime Tröstung. Mit militärischer Genauigkeit wurde nun theils vom König, theils von ein Paar Marschällen, die ebenfalls Briefe erhalten hatten, die ganze Schlacht beschrieben, alle merkwürdigen Bewegungen, Waffenthaten u. s. w. Aus allen ging der Ruhm des Freundes hervor. Er aber, so sagte der Bericht, habe mit mehr tollkühner Tapferkeit, als eigentlich einem Befehlshaber zieme, sich mitten in das gefährliche Gedränge gewagt, ja mit einer Art von heroischer Verzweiflung (das ist der Ausdruck des Berichterstatters), dadurch aber auch den König gerettet, doch nur mit Gefahr des eigenen Lebens. Eine Kugel habe ihm die rechte Hand zerschmettert, und ein Lanzenstoß, der seine Brust getroffen, würde ihn unfehlbar durchbohrt und getödtet haben, wenn die Gewalt desselben sich nicht zum Theil an einer goldenen Kapsel gebrochen hätte, die der Graf auf der Brust trug *). Aber auch so sey die Wunde, und besonders der Ort derselben so bedeutend, daß des Grafen Leben in Gefahr stehe, und die Ärzte wenig Hoffnung gäben.

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Das Alles hörte ich um mich und neben mir erzählen, und mit mehreren Fragen unterbrechen — von wem? wie? kann ich nicht sagen. Es flirrte mir vor den Augen, meine Sinne drohten alle Augenblicke zu schwinden, und ich hatte alle meine Kräfte nöthig, um mich aufrecht zu erhalten, und so manchem schadenfrohen Blicke, deren ich genug um mich wußte, nicht das Schauspiel einer Ohnmacht zu geben.

Endlich war das Gespräch zu Ende, das mein Innerstes aufs heftigste erschüttert hatte. Das Schicksal Johann Casimirs und andere politische Betrachtungen beschäftigten die Gesellschaft, und zwar so lebhaft, daß mein Zustand ihren Bemerkungen entging, und ich ungestört auf mein Zimmer gelangte, wo denn tausend Gedanken, Schmerzen, Hoffnungen und Angst meine Seele die ganze Nacht in der größten Bewegung erhielten. Gar wohl hatte ich, so wie der betäubende Schreck vorüber war, aufgemerkt, ob Niemand der Trauer, der Angst seiner Braut oder Gemahlinn und ihrer Familie erwähnen würde. Dieß Verhältniß schien gänzlich unbekannt oder unbeachtet. Und er hatte mit verzweifelndem Muthe gekämpft? Er, der glückliche Bräutigam, oder junge Gemahl? Und er hatte eine

goldene Kapsel auf der Brust getragen, die vielleicht sein Leben rettete? O mitten in meiner Bekümmerniß um ihn, in meinem tiefsten Schmerz, drängten jene Betrachtungen sich immer wieder vor. Dann aber fiel mir schreckend ein: Wie, wenn jene Heirath zurückgegangen wäre, wenn er darum den Tod gesucht, wenn es das Bild der verlornen Braut gewesen, was seiner treuen Brust zum Schilde diente? — Treu? — Nicht doch!

Ach, ich darf ihn ja keiner Untreue zeihen! Von mir hatten ihn Pflicht und Vernunft getrennt. Er durfte, ja er mußte mich vergessen. O wenn er stirbt, wenn er jetzt vielleicht schon geendet hat, dann schwinge seine schöne Seele sich rein zum Himmel auf. Ich klage ihn nicht an. Wenn er sein Herz von mir losgerissen hat, so hat er nur gethan, was ich von ihm verlangen, für ihn vom Himmel erbitten mußte. Und sey es nun mit seiner vorgeblichen Heirath wie immer beschaffen, dort weiß er nun Alles, er sieht mein Herz, er harrt meiner. Dort dürfen wir uns lieben, und so erscheint, nachdem die erste Wirkung des Schmerzens vorüber ist, der Gedanke an seinen Tod mir nicht so schreckhaft. Tancred ist seiner armen Chlorinda dießmahl vorangegangen.

Dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von Soissons an den Marquis des Vardes.

Paris im September.

Gesteht, Marquis, daß Ihr ein Glückskind seyd, wie Wenige, und wagt es künftig nicht mehr, mich mit Euren schwarzgallichten Klagen über die Ungerechtigkeit des Geschickes, das überall die Leute von Verdienst verfolge, und die Thoren begünstige, zu langweilen. Dasmahl ist doch die Thorheit auffallend und ausgiebig gestraft, und gelegener hätte für Euch nichts kommen können, als jenes Gefecht, das Euch aller Wahrscheinlichkeit nach für immer von einem lästigen Nebenbuhler befreyt, der, wenn er auch nicht stirbt, doch durch Wunden und Verstümmelung aufhören muß, Euch bey der Angebetheten gefährlich zu seyn.

Diese Angebethete wird zwar im Anfange, des Wohlstandes wegen, ein wenig die Betrübte spielen müssen, denn sonst möchten die verblendeten Verehrer alle zusammen an der Zartheit ihrer Empfindungen Zweifel bekommen. Endlich aber wird man die unbequeme Traurigkeit ablegen, wie ein abgenütztes Kleid, und wacker auf dem Wege fortschreiten, den man unter Eurer klugen Leitung schon eine Weile geht, auf dem Wege der Vergessenheit des alten, und des Geschmackes für den neuen Liebhaber, der trotz seines Verstandes eben so thöricht verliebt ist, wie jener, aber vor jenem ein Paar gesunde Hände voraus hat. Was sollen alle diese Grimassen von Pflichtgefühl, Entsagung, Unterordnung unter des Königs Geboth, den Geliebten nicht mehr zu sehen? Wer wird so albern seyn, ihr das aufs Wort zu glauben? Und doch gibt es Menschen, die sich von allen diesen schönen Worten täuschen lassen. Leider steht der König an ihrer Spitze, und selbst die Geschichte mit der Zigeunerinn hat ihm die Augen noch nicht vollständig geöffnet. Doch was sage ich? Ihr selbst seyd ja verblendet oder verliebt genug, um zu glauben, daß sie nicht früher von der Mummerey unterrichtet war. Aber

so muß man seyn, wie diese Engelländische Henriette, so die Sanfte, die Dulderinn, die Zartfühlende, von jedem rauhen Hauche Verletzte zu spielen wissen, dann führt man Euch Männer am Zauberbande, wohin man will. Lebt wohl!

Ein und dreyßigster Brief.

Der Marquis Des Vardes an die Gräfinn von Soissons.

Paris, im September.

Ihr zürnt, schöne Frau? — Ihr macht mir den Krieg? Wie so ganz unbillig! Ich bin nicht so glücklich, aber auch nicht so thöricht, wie Ihr glaubt. Ich sehe klar. Das ist nicht die bloße Beobachtung geziemender Traurigkeit bey der Nachricht von dem Tode eines ehemahligen Geliebten. Das ist mehr! Durch drey Tage sieht sie Niemand. Niemand, selbst ich werde nicht vorgelassen. Ich habe mich jeden Tag mehrmahl an ihrer Thüre eingefunden, und bin abgewiesen worden. Faßt Ihr das? Ich, der, wenn auch der Verstorbene noch einen bedeutenden Platz in ihrem Herzen einnahm, doch sein Freund, ihr Vertrauter, der Einzige war, durch den sie das erhielt,

was ihr für zuverlässige Nachricht von ihm galt — wie soll ich das deuten? Gewiß nicht günstig, nicht so, wie Ihr es meint. Noch halte ich meinen Unwillen zurück. Sprechen muß ich sie doch endlich einmahl. Sollte es wirklich so seyn, und jene Todesnachricht ihrem Herzen so wehe gethan haben? Zuweilen kann ich es nicht glauben, denn es wurde seiner in der letzten Zeit beynahe nicht mehr erwähnt, er schien aus den Augen und dem Sinne zu seyn. Und jetzt? Nun wir wollen sehen, wir wollen nichts übereilen, aber meine Geduld ist bald zu Ende. Verzeiht die Verwirrung dieses Briefes. Mein Gemüth ist nicht ruhig genug, um meine Gedanken zu ordnen.

Zwey und dreyßigster Brief.

Madame Henriette an Lady Honorin Montague.

Fontainebleau, im September 1669.

Welche Scene habe ich erlebt — in welchea Abgrund von Bosheit geschaut! Es ist also wahr, was mir zuweilen wie eine grauenhafte Ahnung erschien? Das Gespräch, welches ich gestern mit Des Vardes hatte, hat mich Alles deutlich erkennen lassen.

In jenen wenigen Tagen, welche ich nach dem Souper des Königs auf meinem Zimmer zugebracht hatte, und meine Thüre vor allen fremden, besonders männlichen Besuchen verschlossen war, hatte sich Des Vardes, wie meine Leute sagten, vier= bis fünfmahl eingefunden, und über seine oftmahlige Abweisung, die er indessen mit allen Übrigen theilte, sehr empfindlich geschie=

nen. Es stieg der Gedanke in mir auf, ob er vielleicht einige nähere Nachrichten von dem Unglücklichen habe, und ich beschloß, ihn zu sehen. So bald es schicklich war, empfing ich ihn. Er trat ein. Seine Züge hatten heute einen besonders unangenehmen, ich möchte sagen entrüsteten Ausdruck. Er fragte mich nach meinem Befinden und äußerte sein Befremden darüber. Welcher Ursache, fragte er mit spitzem Tone, läßt sich dieß plötzliche Unwohlseyn zuschreiben, da Ew. Hoheit beym Souper des Königs noch ganz gesund, und am folgenden Morgen bereits außer Stande waren, Besuche anzunehmen? Ich wurde jedesmahl abgewiesen.

„Das thut mir leid, aber es konnte nicht anders seyn. Ich sah Niemanden."

Und was war denn wohl der Grund jener Krankheit? wiederhohlte er.

Ich sah ihn an, ohne zu sprechen. Es schien mir ein Leichtes für ihn, sich diese Frage selbst zu beantworten.

Es gefällt Ew. Hoheit nicht, sich zu erklären, begann er mit kaum verhehlter Heftigkeit: Aber sie hat, ohne es zu wollen, sich eben dadurch ganz deutlich ausgesprochen.

„Ich verstehe Euch nicht recht."

Es ist ja klar, rief er, daß nur jene Unglücksbothschaft Eure Gesundheit so gewaltig erschüttert hat.

„Wenn Ihr das vermuthet, Marquis, so war Eure Frage überflüssig.“

So ist es denn wahr? rief er ausbrechend: Dieß Herz liegt noch immer in den alten Banden, und keine Zeit, keine Trennung, ja selbst der Tod hat sie nicht lösen können!

„Er ist also schon todt?“ fragte ich erschrocken: „Ihr habt Nachricht?“

Keine unmittelbare, erwiederte er hämisch, indessen ist nicht daran zu zweifeln, und während wir hier sprechen, liegt er in pohlnischer Erde —

Diese Vorstellung ergriff mich gewaltsam, und meinem frühern Vorsatz zum Trotz, vor Des Bardes meinen Schmerz nicht zu zeigen, brach ich in Thränen aus.'

Er sah mich wild an, dann sprang er auf: Das ist zu viel! Ich soll Zeuge Eurer Thränen um einen Andern seyn? Ihr muthet mir diese zahme Geduld zu?

Diese Worte, welche der Zorn ihm entriß, ließen mich wie ein jäher Blitz in die Tiefe seines Herzens blicken, und erhellten Vieles, was mir früher dunkel gewesen war. Der Schrecken, den

ich über diese Entdeckung empfand, machte meine Thränen auf der Stelle vertrocknen. Ich starrte ihn an und sagte gefaßt, aber sehr ernst: Wie versteh' ich das, Marquis? Ihr seyd Guichens Freund, und waret, so lange er entfernt ist, unser Vertrauter, sonst glaube ich Euch keine Ansprüche eingeräumt zu haben.

Jetzt stürmte, möchte ich sagen, seine Leidenschaft hervor, um so wilder, als sie lange strenge und gänzlich beherrscht worden war. Ich erkannte mit Schrecken, daß dieser Mensch mich liebte, ich konnte aus dem, was seine tobende Empfindung ihn sagen machte, schließen, daß er mich geliebt, seit er sich an unserm Hofe hatte aufführen lassen, das ist, seit Guiche selten oder gar nicht mehr kam, daß er sogleich verbrecherische Hoffnungen und Absichten genährt, und daß er, weil ich seines Freundes gegen ihn wenig, und in der letzten Zeit gar nicht mehr erwähnte, fest geglaubt hatte, daß meine Neigung für ihn erkaltet sey.

Diese unselige Entdeckung machte mir den Mann, zu dem ich nie Zutrauen fühlte, schrecklich. Du kannst Dir keinen Begriff von der Widrigkeit des Ausdruckes machen, den seine Züge, ja seine ganze, im Grunde nicht häßliche Ge=

stalt in dieser Verzerrung einer wilden Leidenschaftlichkeit annahmen. Der Eindruck, den er auf mich machte, war Abscheu und Furcht, und ich vermochte den Strom seiner hervorsprudelnden Klagen, Vorwürfe und Ausfälle kaum hier und dort mit einigen Worten zu unterbrechen. Doch auch dieß Wenige hatte hingereicht, ihn von dem Stande meiner Gesinnungen gegen ihn, und von der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe zu überzeugen. Seine Heftigkeit steigerte sich immer mehr, und er rief zuletzt: Hoffet nicht, gnädige Frau, daß Guiche etwas von dem ahne oder glaube, was Ihr so glühend für ihn fühlt. Er hält Euch für ungetreu, und wenn er jetzt todt ist, wie ich nicht anders vermuthe, so ist er mit diesem Stachel in der Brust gestorben. Und das ist mein Werk! Er verneigte sich bey diesen Worten rasch, und war fort. —

Ich blieb eine Weile wie betäubt stehen, nachdem er sich schon entfernt hatte, und erst nach mehreren Minuten vermochte ich es, mich zu sammeln, zu überdenken, was ich vernommen, und aus diesen verworrenen Begriffen herauszulesen, was mir zur Erklärung des Vergangenen und zur Richtschnur für die Zukunft dienen konnte.

Daß er wie ein böser Dämon zwischen mir und seinem Freunde geschäftig gewesen, ging klar aus seinen letzten Worten hervor, und hatte er dem Unglücklichen Zweifel an meiner Treue beygebracht, so lag die Vermuthung, ja ich möchte sagen die Gewißheit, nahe, daß auch ich getäuscht worden, und die Nachricht von Guiche's Heirath erfunden war, um unsere Herzen zu trennen. Diese Betrachtung, welche ihre stillberuhigende Kraft immer mehr und mehr in meiner Seele ausbreitete, gab mir zuletzt eine innere Tröstung, eine heitere Ergebung in den Willen der Vorsicht. Gefällt es ihr, des theuern Freundes Leben zu erhalten, so wird es uns beyden leicht seyn, uns gegenseitig über unsere wahren Gesinnungen zu verständigen, und die süße Gewißheit zu bewahren, daß, wenn auch durch weite Räume und strenge Pflichten hiernieden getrennt, unsere Seelen sich angehören. Hat aber Gott bereits über den unglücklichen Freund verfügt, ruht die schöne Hülle in fremder Erde, so sieht der befreyte Geist jetzt klar, er weiß, wie treu ich ihm gewesen, und daß selbst der Tod keine Scheidewand für verbundene Seelen ist.

Daß ich Des Vardes, nachdem er es sich erlaubt, seine Empfindungen auf so ungezie-

mende Weise gegen mich zu äußern, nicht mehr sehen kann, ist natürlich. Ich habe meinen Leuten strenge verbothen, ihn zu melden. Er soll wüthend seyn über dieß Verboth, das ihn vor dem ganzen Hof beschämt, ohne daß man errathen kann, warum? Vermuthen mag es wohl Mancher, auch mißverstehen und mich verkennen. Des Vardes ist nicht zu gut dazu, sich eines glücklichen Erfolges seiner Bewerbungen, den er ja mit eben so viel Anmaßung als Verblendung bey mir voraussetzte, auch bey Andern gerühmt zu haben.

Ich kann dem thörichten Geschwätze nicht wehren, weil ich es nicht kenne, aber ich darf mit Grund hoffen, daß mein festes und consequentes Betragen gegen den übermüthigen Intriguant mir Ruhe von seiner Seite, und endlich auch bey der Welt die gehörige Anerkennung verschaffen wird.

Eins übrigt mir noch zu thun. Unter diesen Umständen darf die Correspondenz zwischen mir und dem vielleicht schon verklärten Freunde nicht mehr in so unwürdigen Händen bleiben. Ich bin es mir, ich bin es meinem Freunde schuldig, dessen Bild, seit jene Scene mit Des Vardes den letzten Schleyer des Verdachtes

von Wankelmuth davon abgestreift hat, wieder in seinem hellsten Glanze vor mir strahlt. Ob von dieser Erde, ob dorther aus einem Sterne — ist das nicht für hoffnungslos Getrennte beynahe dasselbe?

Drey und dreyßigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais-Royal, im October.

Er lebt, er ist mir, seinen bekümmerten Ältern, der Welt, die so viel Anspruch an seine Kräfte hat, erhalten. Vor einigen Tagen kam diese frohe Bothschaft. Die Gefahr für sein Leben ist vorüber, aber er soll noch sehr matt seyn, und leider! wird er seine rechte Hand nie mehr gebrauchen können. Das ist ein schwerer Verlust für einen jungen Mann in Mitte einer glänzenden Laufbahn. Doch weil er nur lebt! Und wenn er auch nicht mehr schreiben kann — eine Truppe befehligen kann er doch, und seine Ältern und seine Freunde lieben, und ihr Trost, ihr Stolz seyn! Und mich? O ja, er liebt mich noch, ich weiß es. Es erhebt sich die Stimme wieder mächtig in meiner Brust, die mir zuruft, daß uns Beyde

keine Macht der Welt trennen kann. Sie ließ sich immer hören, selbst damahls, als der boshafte Des Vardes mir die Kunde von seiner vorgeblichen Heirath brachte. Ich glaubte nur so lange daran, als der erste Schrecken währte. Dann erhoben sich sogleich Zweifel. O ich konnte ja nicht glauben, daß in seinem Herzen ein anderes Bild wirklich Platz habe. Das meine hat ja dieses Herz geschützt, es hat sein Heiligthum vertheidigt. Er lebt, weil er treu blieb.

Meine Briefe habe ich noch nicht wieder. Des Vardes ist abgereiset — wohin, weiß man nicht — und wird erst in acht Tagen zurückerwartet. Das ist eine neue Anmaßung und Bosheit von ihm; denn das Billet, welches sie zurückforderte, hat er erhalten, statt der Antwort und Auslieferung aber sich in den Reisewagen gesetzt. Kann man impertinenter seyn?

Vier und dreyßigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais=Royal im November.

Nein! es gibt keinen boshafteren und ränke=süchtigeren Menschen, als diesen unseligen Des Vardes, den ich nur zu meinem Unglücke kennen gelernt habe. Stelle Dir vor, er schlägt mir geradezu die Ablieferung der Briefe ab, die er von Guiche und mir besitzt *), ja, seine Frechheit geht so weit, daß er mir zu schreiben wagt: diese Briefe seyen ein wichtiges Unterpfand, dessen er sich zu entäußern nicht so thöricht seyn würde. Wollte ich sie besitzen, so sollte ich den Bann auf der Stelle aufheben, der ihn von mir entfernt, ihn wie vordem empfangen, und nicht unnützer Weise die Grausame gegen ihn spielen, so lange

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

er ein Mittel, mich in der Meinung meines Gemahls und des Königs zu stürzen, in seiner Macht habe. Er wolle aber noch einmahl den Weg der Güte versuchen. Er schildert hierauf seine Leidenschaft für mich, sein Unglück, seine Verzweiflung, wenn ich auf meinem Vorsatz beharre, ihn so kalt und abweisend zu behandeln. Hinter allen diesen Ergießungen einer verhaßten Zärtlichkeit lauert aber die Drohung, die Briefe dem Könige oder Monsieur auszuliefern, und mich, wenn er nicht in meinem Herzen herrschen könne, zu verderben.

Ich war ganz betäubt, als ich diesen Brief gelesen hatte. Welche Bosheit, welche Rachsucht, und welches Gewebe von abscheulicher Falschheit offenbaret sich in diesem Schreiben und in seinem ganzen Benehmen! Sicher war Er es, der allen den Verrath spann, womit ich mich seit langem umgarnt fühlte. Es war seine Absicht, die Briefe des unglücklichen Freundes aus den Händen der Montalais in die seinigen zu bringen; deßwegen wurde eine Art von Komödie mit mir gespielt, und die Lüge wegen Guiche's Heirath ersonnen, um mein Herz von ihm zu wenden, und dieser Briefe habhaft zu werden. Ich stehe verwirrt und angstvoll da, und weiß mir keinen

Rath, um zwischen den zwey verhaßten Äußersten durchzukommen, entweder diesen Des Vardes, den ich eben so sehr fürchte als verabscheue, um mich zu dulden, oder wenn ich ihm zeige, was ich von ihm denke, zu erwarten, was seine Rachsucht über mich verhängt.

Noch ein Gedanke ist, der mich seitdem quält. Wer weiß, was er dem unglücklichen Freunde für Lügen über mich geschrieben hat! Ich habe alle Ursache zu glauben, daß Guiche mich für treulos hält, und daß der Schmerz darüber ihn in den Tod gejagt hatte, dem er nur durch ein Wunder der Liebe entging. Traurig ist sein Loos auf jeden Fall. Die neuesten Nachrichten sprechen wohl von seiner gänzlichen Herstellung; aber eine tiefe Melancholie soll ihn beherrschen, und wenn ich mir auch kaum mehr, nach allem Gift, welches dieser Des Vardes zwischen uns gesäet hat, schmeicheln darf, daß die Trennung von mir einigen Antheil an dieser Stimmung habe, so ist seine Verwundung genug, um ihn düster zu machen. Zwey Finger sind verloren. Er hat die rechte Hand erhalten, doch soll sie steif und unbrauchbar seyn. Welches traurige Loos! Und was steht mir noch bevor, wenn Des Vardes auf seinen feindseligen Vorsätzen beharrt!

Fünf und dreyßigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais-Royal im November.

Wünsche mir Glück! Ich habe ein kühnes Wagestück ausgeführt, es ist über alle Erwartung gelungen, und ich kann nichts anders glauben, als daß Gott selbst, den ich in meiner Angst recht innig angerufen, mir den Gedanken eingegeben hat. Höre nun!

Des Bardes gab sein gottloses Spiel, das er mit mir angefangen, nicht so bald verloren. Daß ich ihm nicht geantwortet, versteht sich; aber er schrieb mir Brief an Brief, und in meiner Angst vor der Macht seiner Bosheit wagte ich es nicht, wie ich gern gethan hätte, sie uneröffnet zurückzusenden. Ich las sie durch, und schöpfte doch eine große Beruhigung aus dem Umstande, daß der vorgeblichen pohlnischen Heirath nirgends er-

wähnt war, obwohl er manchmahl seines verrathenen Freundes mit hämischen Ausdrücken gedenkt. Überhaupt spricht sich ein wildes und dabey listiges Gemüth in seinen Briefen aus.

Als er merkte, daß er mit seinem Schreiben an kein Ziel kam, und wir wieder hierher gekommen waren, wo ihm vielleicht die Wege durch die Gallerien und Säle besser als in Fontainebleau bekannt waren, oder wo er für sein Geld dienstbare Helfer fand, begegnete er mir zu meinem großen Schrecken, als ich eben vor einigen Tagen ganz allein durch die innern Gemächer zur Königinn hinüber gehen wollte, in einer Gallerie. Ich wollte auf der Stelle umkehren. Er aber vertrat mir kühn den Weg, warf sich zu meinen Füßen, und sprudelte nun alle Ergießungen einer wüthenden Leidenschaft und allen Zorn gekränkter Eigenliebe gegen mich heraus. Zuweilen stieg der Gedanke in mir auf, ob nicht alles, was er von seiner Liebe, seinem Schmerz und seiner Verzweiflung vorbrachte, bey diesem Manne, der so fein zu betrügen, und so kühn zu lügen weiß, Verstellung sey? Aber ein Blick auf seine zerstörten Züge, auf die heftige Erschütterung seines Innern, die sich in den Augen, der Stimme, der ganzen Haltung kund gab, schien mir

doch für die Wahrheit seines Gefühls zu bürgen, und ich gestehe Dir, daß ich, die ja so gut weiß, wie schmerzlich eine hoffnungslose Leidenschaft quält, nicht umhin konnte, in einzelnen Augenblicken eine Regung von Mitleid zu fühlen. Diese wich aber sogleich dem Abscheu und der Angst vor seinen Drohungen; denn er wiederhohlte mündlich, was er mich in jedem Briefe fürchten ließ, nähmlich, daß er die Briefe Monsieur oder dem König ausliefern werde. Zugleich zitterte ich vor der Möglichkeit, daß uns hier, unweit der Zimmer der Königinn, jemand von ihren Leuten überraschen könnte. Meine Angst war unbeschreiblich, ich bethete zu Gott, er möchte mich nicht verlassen. Da fiel mir plötzlich in der höchsten Noth ein Rettungsmittel ein. Wie ein jäher Blitzstrahl erhellte er das Dunkel, das in meiner Seele herrschte. Ich faßte mich schnell: der Betrüger werde betrogen! dachte ich, legte einige Freundlichkeit in meine Mienen, und sagte ihm: Hier wäre der Ort nicht zu Erklärungen, die auf jeden Fall Zeit brauchten. Ich sähe ein, daß seine Empfindungen Rücksicht und Schonung verdienten. Jetzt aber müßte ich auf seiner augenblicklichen Entfernung bestehen. Übermorgen werde er Antwort von mir erhalten.

Übermorgen erst? rief er, indem er wild aufsprang: Warum erst übermorgen? Warum nicht heute? Warum nicht jetzt? Ich bin zu erschüttert, erwiederte ich, (und wahrlich mein Zittern und meine Bläße mußten dieß Vorgeben bezeugen). Ich muß mich sammeln und überdenken, was zwischen uns künftig festgestellt werden kann. Nach dem, was bereits vorgegangen, und was der ganze Hof weiß, läßt sich nicht, wie Ihr selbst erkennen werdet, sogleich in die alte Bahn einlenken.

Er sah mich mißtrauisch an und schwieg; aber als ich Miene machte, fortzueilen, weil ich dieß Gespräch durchaus nicht zu verlängern willens war, unterstand er sich meine Hand zu fassen, und sagte mit einem jener furchtbaren Blicke, die mich schon oft an ihm erschreckt: Also übermorgen! Eure Hoheit nimmt entweder meinen Besuch ohne alle weitere Umstände an, oder die Briefe wandern in des Königs Hand! Ich riß meine Hand von dem Ungezogenen los, und eilte fort, er aber schickte mir ein grinsendes Lachen nach, und verschwand durch eine Tapetenthüre, deren Daseyn ich nicht gekannt.

Es war nicht möglich in der Gemüthsverfassung, in welcher ich mich befand, den beabsich-

tigten Besuch abzulegen. Ich kehrte in mein Apar-
tement zurück, überdachte nochmahls, was mir
als einziges, obwohl gefährliches Rettungsmittel
erschienen war, und da, trotz all meines Sinnens
mir nichts klügeres beyfallen wollte, die Zeit
drängte, und jener Unwürdige seine Drohung
jede Stunde ausführen konnte, so faßte ich Muth,
schrieb einen Zettel an Se. Majestät, und bath
ihn, mir eine Stunde zu benennen, wo ich ihn
ungestört in einer sehr wichtigen Angelegenheit
sprechen könnte. Mein Entschluß stand fest. Mit
jenem Ungeheuer von Menschen mußte jeder Ver-
kehr abgebrochen, und meine Sache gleichsam un-
ter höhern Schutz gestellt werden. Von Guiche
war ich durch des Königs Ausspruch und mein
Versprechen getrennt. Was konnte endlich daraus
schlimmeres entstehen, wenn Ludwig, der treue
Jugendfreund, unsere Briefe las? Ich hatte
mich ihrer auf keine Weise zu schämen, sie ent-
hielten nichts als die Ergießungen einer schuldlo-
sen Neigung, welche bereit stand, sich der Pflicht
aufzuopfern. Aber nicht durch jenen Bösewicht,
durch mich selbst sollte sie der König erhalten. Das
Opfer sollte freywillig seyn, und mir des Monar-
chen, des theuern Verwandten Schutz und Hül-
fe erwerben.

Das Billet war keine halbe Stunde fort, und ich ging eben noch Alles wohl überdenkend, was ich dem Könige sagen wollte, wenn er mich rufen lassen würde, auf und ab, als die Thüre meines Kabinettes aufging, und Ludwig eintrat.

Ich erschrack, ich kann es sagen. Ich hatte es nicht so schnell erwartet, meinen Richter — denn dazu wollte ich ihn ja selbst machen — vor mir zu sehen. Indessen erhob sich mein Muth an seiner zuvorkommenden Freundlichkeit. Ihr habt mich rufen lassen, liebe Schwägerinn, sagte er, indem er meine Hand faßte, ich komme, Eure Befehle zu vernehmen.

Das, Sire, würde ich nie gewagt haben, erwiederte ich mit Ehrfurcht, und wenn Eure Freundschaft gleich oft meine Wünsche überflügelt hat, so weiß ich zu gut, was ich meinem Monarchen schuldig bin.

Nun, laßt das, setzen wir uns, und kommen wir zur Sache! erwiederte er, und führte mich zum Sopha, wo er neben mir Platz nahm. Ich fing an, aber es brauchte eine Weile, und des Königs ganze Güte, um ihm die wahre Lage und den Gang der Dinge zu schildern, von dem Augenblicke an, wo ich durch sein strenges Verboth, den Grafen zu sehen, und Monsieurs auffallen-

de Liebe zur Valentinois bewogen wurde, Guiche's Briefe zu beantworten, dann den Besuch der Zigeunerinn, meine Unwissenheit in Rücksicht dieses Wagnisses, die kränkende Entfernung der Montalais, und endlich Des Vardes Ränke, um die Briefe von ihr sowohl als vom Grafen selbst in seine Hände zu bekommen. Hier sah ich zuweilen eine seltsame Bewegung um des Königs Lippen spielen, und als ich nun auf Des Vardes letztes unverschämtes Betragen, seine Drohungen und meinen Entschluß kam, die Briefe und die Entscheidung unseres Schicksals der Gnade des Königs anheim zu stellen, da verbreitete sich ein gütiges Lächeln über dessen Züge, und er sagte: Ihr thut sehr wohl daran, liebe Schwägerinn, diese Sache mir zu übergeben. Euer Zutrauen ehret mich, und es soll Euch nicht gereuen. Ihr waret in sehr schlimmen Händen, und auf einem Abhange, der Euch ins Verderben reissen mußte, wenn Ihr diesen Ausweg nicht ergriffet.

Ich sah den König an, und mochte Bestürzung und Verwunderung in meinen Mienen ausdrücken; denn für so gefährlich hatte ich meine Lage nicht gehalten.

Er eröffnete mir nun das Verständniß der ganzen Absichten und Bosheiten dieses Des Var-

des. Er war mein und Guiche's Beobachter und Verräther gewesen, von dem Augenblicke an, wo jener in argloser Freundschaft ihn selbst an meine Seite gestellt, ihn zu unserm Vertrauten gemacht, und sich einen unseligen Nebenbuhler an ihm erzogen hatte. Durch ihn und mit Hülfe der Gräfinn von Soissons, welche mich längst haßt, weil sie sich einbildet, des Königs Vertrauen durch mich verloren zu haben, wurde Monsieur, der König, und die Königinn Mutter von allen Schritten unterrichtet, die wir arglos thaten. Durch ihn wurde Monsieur zuerst auf unser Verhältniß, das seiner Beobachtung bis jetzt entgangen war, aufmerksam gemacht, und jene erste widrige Scene herbeygeführt; durch ihn wurde der Graf in seinem Vorhaben, in den Krieg zu ziehen, bestärkt, statt, wie ich wünschte, davon abgehalten zu werden; durch ihn erfuhr man zwey Stunden, nachdem der Unglückliche in seiner gewagten Verkleidung bey mir erschienen war, die ganze Sache, und alles, was er mir von Guiche's Vermählung und von den Nachstellungen, welche die Montalais im Kloster erfahren sollte, erzählt hatte, war rein Erdichtung und Lüge gewesen, womit er mich zu den

Schritten bestimmt hatte, welche in seinen Plan gehörten.

Ich hörte dem König mit immer steigender Bestürzung zu, und erkannte nun erst mit Freude und Dank gegen Gott die Zweckmäßigkeit meines Entschlusses, mich der Gnade des Königs unbedingt zu übergeben. Er beruhigte und tröstete mich liebreich, und ohne sich über das näher zu erklären, was er eigentlich beabsichtigte, verließ er mich, indem er mir mit freundlichem Ernste verhieß, sich meiner, als Haupt des Hauses und als Bruder anzunehmen.

Am andern Tage, nach Tische, trat der König in mein Kabinett, und sagte, indem er mich freundlich grüßte: Eure Besorgnisse sind nun geendigt; in diesem Augenblicke ist Des Vardes nicht mehr in Paris, und hier ist Euer Eigenthum. Er legte bey diesen Worten zwey Päckchen auf den Tisch, meine und Guiche's Briefe.

Dem Himmel und Ew. Majestät sey Dank! rief ich, indem eine Mischung von Freude und unsäglicher Wehmuth beym Anblick dieser Blätter sich über mich verbreitete. Aber dieß, indem ich auf die Briefe deutete, bitte ich Euch, Sire, zurückzunehmen. Ich habe vor meinem Gewissen und vor meiner Vernunft gefunden, daß es bes=

ser ist, wenn ich sie nicht mehr sehe, und wenn sie nicht in meiner Verwahrung sind; daher ersuche ich Ew. Majestät (und ich reichte ihm die Päckchen mit zitternder Hand) diese kleine Besorgung übernehmen zu wollen.

Er sah mich an. Ihr seyd sehr bewegt, sagte er mit herzlicher Theilnahme. Arme Schwägerinn! Ihr habt viel gelitten, und auch Guiche ist zu bedauern. Aber es freut mich, daß Ihr selbst das Urtheil über diese Briefe sprecht. Ihr würdet es nicht glauben, auch wenn ich es vorgeben wollte: Ich gestehe Euch also, ich habe mehrere von diesen, ganz offenen Blättern, gelesen, und es ist zweckmäßig, daß sie nicht in Eurer Hand bleiben. Aber ohne Euch wollte ich nicht darüber verfügen. So mögen sie denn den Flammentod sterben! Aus diesem reinen Elemente sind sie hervorgegangen, setzte er hinzu, indem er die Päckchen ergriff, und sich dem lodernden Kaminfeuer näherte, indeß mein Herz angstvoll schlug, und meine Hand mehr als Einmahl zuckte, um ihn zurückzuhalten: Dieß reine Element soll sie verzehren, und ich, Euer König, gebe ihnen das Zeugniß, daß sie Euch und dem Grafen nur Ehre gemacht haben. Bey diesen Worten warf er die Päckchen in die Flammen, mir aber riß es in diesem

Augenblicke schmerzlich am Herzen, und mit ausbrechenden Thränen warf ich mich auf das Sopha, und weinte mich satt.

Der König ließ mich eine Weile gewähren, und beschäftigte sich indeß, mit der Kaminzange die zerstreuten Blätter vollends in die Gluth zu schieben, indem er sich von Zeit zu Zeit nach mir umwandte, und mich theilnehmend betrachtete. Dann näherte er sich mir, setzte sich an meine Seite, und wußte mit Vernunftgründen und wahrer Freundschaft nach und nach mein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen.

So stehen nun die Sachen, und ich muß, wie weh mir auch der ganze Vorfall gethan, doch gestehen, daß es gut ist, wie es ist, und über das Übrige, was nun einmahl nicht anders seyn kann, mich in Gottes Willen ergeben. Lebe wohl!

Sechs und dreyßigster Brief.

Marquis des Vardes an die Gräfinn von Soissons.

Paris, im November.

Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich bereits fern von Paris. Ich gehe auf meine Güter bey Orleans. Der kleinen listigen Schlange ist es gelungen, ihr Gift zu verspritzen. Der König hat sich von ihren Schmeichelworten gestern eben so gut bethören lassen, als ich mich vorgestern. O Fluch ihr! und Fluch mir, wenn je diese falschen Reize, dieser absichtsvolle Zauber mich wieder umstricken könnte!

Doch das wird er nie! Ich habe sie geliebt, geliebt mit aller Gluth einer starken, mit allem Ernst einer männlichen Seele. Das behagt euch Weibern nicht! Ihr wollt Anbethung, oder ihr wollt selbst unterjocht seyn. Der Mittelweg ist euch unbekannt, ungehbar.

Auf jeden Fall ist sie für immer von demjenigen getrennt, dem sie, obwohl sie ihn für untreu hielt, mich aufopfern konnte. Die Sachen sind zwischen ihr, ihrem Gemahl und dem König zu weit gediehen, sie kann nicht mehr einlenken, jene dürfen es nicht zugeben, wenn sie sich nicht selbst compromittiren wollen. Das ist mein Werk, und dessen freue ich mich, mitten in meiner Erbitterung gegen sie.

O sie ist schön, sie ist hinreißend! Ich sollte Euch das nicht sagen. Ein Weib hört ungern das Lob einer Andern. Aber ich habe ein Recht dazu; denn so undankbar hat noch nie ein Weib an dem gehandelt, der sie wahrhaft und heiß liebte, wie diese Frau an mir, und daß ich sie nach allem dem noch schön nenne, beweist, daß meine Vernunft stets die Oberhand über meine Leidenschaft behauptet hat. Ich sehe klar, und werde stets klar sehen. Ja, sie hätte mich unendlich glücklich machen können, denn ich habe sie unendlich geliebt. Aber sie hat mein Glück mit thörichter Hand und verblendetem Sinne zertrümmert, und jetzt soll sie auch nicht mehr glücklich seyn. So lange sie von ihrem Verehrer getrennt bleibt, will ich meiner Rache Stillschweigen auferlegen, und der Gedanke, daß auch sie leidet und seufzt,

soll mich erheben und in meiner Einsamkeit erquicken. Weh ihr aber, und weh ihm, wenn er zurückkommen, wenn er es wagen sollte, sich ihr wieder zu nähern! In dem Gedanken ihrer gegenseitigen beglückten Liebe liegen alle Martern der Hölle. Sie dürfen nicht genießen, dürfen sich nicht freuen, wo ich leide!

Auf Eure erprobte Freundschaft — und laßt es mich Euch nur sagen — auf Euren Haß gegen die gefährliche Frau baue ich meine Hoffnungen. Ihr werdet mich nicht ohne Nachricht lassen, wenn es nöthig wäre, daß ich handeln sollte. Ich bin zwar von Paris verbannt, aber ich lache dieses Gebothes. Die Stadt ist groß, die Barrieren stehen den ganzen Tag offen. Wer ernstlich will, dem ist nichts unmöglich.

Sieben und dreyßigster Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris, im December.

Du weißt, meine treue Freundinn, wie lebhaft mich stets das Schicksal unserer liebenswürdigen Prinzessinn Henriette, und ihres Freundes, des Grafen Guiche, interessirt hat. Mit dem Auge der besorgten Freundschaft hatte ich seit mehr als zwey Jahren dieses Paar durch das Irrgewinde der Leidenschaft, der innern Kämpfe mit ihrer Pflicht, und der äußern mit fremden, theils eigensüchtigen, theils böswilligen Absichten verfolgt. Immer erschien mir ihre Verbindung als eine launenhafte, wunderliche Grille des Schicksals. Nie habe ich vielleicht zwey Menschen gesehen, die so in Allem für einander geschaffen zu seyn schienen,

deren Gedanken, Empfindungen, Geschmack und Sinnesart sich so in allen Puncten begegneten, als Madame und Graf Guiche; und nie vielleicht waren zwey Menschen so sehr und so anhaltend durch Pflicht, durch eigne Rechtlichkeit, durch fremde Absichten und fremde Ränke geschieden, und von einander entfernt worden, als eben sie.

Nun dem Himmel sey Dank, ihr böser Dämon, Des Vardes, ist entfernt. Man spricht zwar nicht öffentlich von der Ursache seiner Ungnade; aber es ist nicht schwer zu errathen, daß sein allzukühnes Betragen gegen Madame, und die Selbstsucht, mit der er sich zwischen sie und ihren Freund gedrängt, und die schon Getrennten auch zu entzweyen versucht haben soll, ihm diese Strafe zugezogen. Nun würde es Madame möglich seyn, sich in einem Zustande von apathischer Stille von den mancherley Stürmen zu erhohlen, die, seit sie an unsern Hof gekommen ist, abwechselnd aus verschiedenen Richtungen über sie ergingen. Ich habe aber neulich aus einer sehr sichern Quelle, nähmlich von einer vertrauten Freundinn der Marschallinn von Grammont, vernommen, daß diese mit einigem Grunde hofft, ihren Sohn noch im Laufe des Winters zu sehen, sobald nähmlich der Zustand seiner Gesundheit

ihm erlaubt, die weite Reise anzutreten; daß er hier in Paris die Ärzte consultiren, und dann nach ihrem Ausspruch sich in eines der Bäder im mittäglichen Frankreich begeben will, um sich so viel wie möglich herzustellen.

Sollte er nun nach Paris kommen, so werden sich die Liebenden sicher wiedersehen, und es wird ihnen selbst bey dem ernstesten Vorsatz das Gegentheil nicht möglich seyn. Dann zittere ich für Madame. Ich kenne ihr tiefes Gefühl und die Zartheit ihres ganzen Wesens. Sie wird sehr viel zu leiden haben, und da alle diese Prüfungen doch an kein erfreuliches Ziel führen können, so wünscht meine besorgte Freundschaft, daß der Himmel sie mit diesem Wiedersehen verschonen möge. Es würde um so schmerzlicher und eindringender seyn, als sie den Freund, der sie in aller seiner Jugendkraft und Blüthe verlassen, nun verwundet und leidend wieder sehen soll. Noch weiß, ja noch ahnet sie nichts davon; die Marschallinn hält die verheißene Ankunft des Sohnes geheim, denn es liegt den beyden Ältern sehr daran, zuerst die Gesinnung des Königs gegen denselben auszuforschen und zu kennen. Die Umstände, unter welchen er Paris vor anderthalb Jahren verlassen, waren nicht von der Art,

daß er, so ehrenvoll auch die Anstellung gewesen, die ihm der König fern von Paris gab, mit Sicherheit wissen kann, wie man sein Erscheinen am Hofe selbst aufnehmen würde. Noch einmahl wiederhohle ich es, ich wünschte, er käme nicht hierher, sondern verfügte sich aus Pohlen unmittelbar nach Plombières oder Baréges, oder wohin immer die Ärzte ihn zu senden für gut finden mögen. Lebe wohl!

Acht und dreyßigster Brief.

Madame Henriette an Lady Honoria Montague.

Palais-Royal im Februar 1670.

Ist es möglich? Ist's kein Traum, der mit der täuschenden Nacht gekommen, und mit ihr wieder entflohen ist? Habe ich ihn gesehen, gesprochen? Haben seine Lippen auf meiner Hand gebrannt? Hab' ich in die Gluth seiner treuen Augen geschaut, und von seiner theuren Stimme, nach so langer, ewig langer Zeit wieder die Versicherungen unzerstörbarer reiner Liebe vernommen? O meine Honoria! Welche Nacht und welches Wiedersehen! —

Später.

Ich war nicht im Stande fortzuschreiben. — Meine Lebensgeister waren noch zu heftig aufge-

regt. — Jetzt habe ich mich einigermaßen gesammelt, und will es versuchen, Dir Alles, so ordentlich ich es vermag, zu erzählen.

Der Carneval war sehr belebt, und Monsieur eben so wie sein Bruder der König voll Anordnungen von Festen, Maskeraden, Aufzügen u. s. w., wodurch jene Feste erst recht glänzend und befriedigend wurden. Seiner alten Gewohnheit nach flatterte er bald um diese, bald um jene Schöne, doch so wohl er sich auch zuweilen unterhielt, ging doch aus mancher seiner Äußerungen hervor, daß eben keine der Herzoginn von Valentinois in seinen Augen gleich kam, und ich begriff das leicht. Sie ist ja Guiche's Schwester und ähnelt ihm in so Vielem! Ich war ruhiger in meinem Gemüthe geworden, ich wußte den fernen Freund nicht bloß außer Gefahr, sondern, bis auf die Verletzung an der Hand, die nie wieder ganz geheilt werden kann, hergestellt; Des Vardes war durch des Königs Geboth verbannt; so gab sich denn mein Geist im wiederkehrenden Gefühl der Jugend und Heiterkeit nicht ungern allen diesen Zerstreuungen und Freuden hin, die sich mir bey jedem Schritte anbothen, und ich begleitete meinen Gemahl, dessen Zufriedenheit ich dadurch erhöhte, überall hin,

wohin er es verlangte. Besondern Spaß machten ihm Mummereyen, und er konnte sich oft mehrere Tage darnach an der Erinnerung von Mißverständnissen, unverhofften Entdeckungen und kleinen Abentheuern ergötzen, wozu eine solche Mummerey, in der uns wirklich Niemand erkannte, ihm Gelegenheit gegeben hatte.

Vor einigen Tagen kündigte Madame de Vieuxville einen glänzenden maskirten Ball an, wozu der ganze Hof und ein großer Theil des Adels geladen wurde. Monsieur versprach sich sehr viel Unterhaltung von diesem Feste, und ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht — ich weiß nicht aus welchen Gründen — sich geschmeichelt hätte, die schöne Valentinois, von deren Rückkehr nach Paris man seit einiger Zeit sprach, dort zu treffen, und sich ihr ganz unerkannt zu nähern.

Wie dem immer sey, er hatte seine besondern Absichten, und um Jedermann irre zu führen, bediente er sich noch einer List. Er nahm die Einladung sehr willig und freundlich an; am Tage des Festes aber, gestern Morgens, schützte er ein plötzliches Übelbefinden vor, das ihn hinderte, auszugehen, und ich mußte, verabredetermaßen, sehr verdrüßlich scheinen, da ich seit langer

Zeit schon wirklich ohne Monsieur nirgends mehr öffentlich erscheine, und also auch gestern nicht allein zur Vieuxville gehen konnte. Wir spielten unsere Comödie Beyde sehr hübsch, ich muß es gestehn, und führten die Rollen des Kranken und der Verdrüßlichen standhaft durch bis gegen Abend. Indessen hatte Monsieur insgeheim uns sehr niedliche aber ziemlich unscheinbare Masken bereiten lassen — Schweizerbauer und Bäurinn aus dem Berner Oberland — dann wurde eine einfache Equipage angespannt, die Bedienten durften keine Livrée anziehen, und so kamen wir zum Hotel Vieuxville. Auf der sehr erleuchteten Treppe stießen wir auf einen ganzen Maskenzug, Ritter und Rittersfrauen aus den Zeiten Ludwig des Heiligen, mit dem rothen Kreuze bezeichnet, wie im Begriffe nach Palästina zu wallfahrten. Eine sehr schlanke und hochgewachsene Dame, die allerdings einige Ähnlichkeit mit der Valentinois hatte, ging die erste. Schnell war Monsieur hinter ihr her — reichte meine Hand dem nächsten besten Ritter, der neben uns die Treppe hinaufstieg, und both jener Maske seinen Arm *). Der Unbekannte verbeugte sich gegen

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

mich, mich ergriff ein wunderbares Gefühl beym Anblicke dieser Gestalt, dieser Bewegungen, und mein Herz fing an laut zu pochen. Da faßte der Ritter meine Linke mit seiner Rechten; aber diese Rechte zitterte, und wie ich meine Hand in die seine legte, fühlte ich durch den Handschuh, daß ihm die zwey letzten Finger fehlten *). Er war es!

Noch begreife ich nicht, wie ich diesen Augenblick aushielt, ohne meine Besinnung zu verlieren; aber das Zittern, welches meinen ganzen Körper ergriff, war so heftig, daß ich stille stehen und nach Luft ringen mußte. Die übrigen Masken schritten uns nun vor, und wir befanden uns fast allein auf der Treppe. Da flüsterte er leise und schnell: Täuscht mich mein Herz, meine Sinne nicht? Ists möglich, daß ich die Hand derjenigen gefaßt habe, die ich auf dieser Erde allein anbethe? —

Armand! antwortete ich eben so leise, und drückte seine Hand an mein Herz. Mehr zu sagen fehlte mir der Athem. Er verstand mich ganz. Er drückte meine Hand an seine Lippen — dann aber flüsterte er: Hier können wir nicht bleiben. Erlaubt! — Bey diesen Worten ergriff er meinen

*) S. ebendaselbst.

Arm und unterstützte mich halb Ohnmächtige — indeß tiefe Seufzer seiner Brust entdrangen, und keines von uns ein Wort sprach.

Oben im Saale angelangt, bemerkte ich Monsieur bereits mitten im Gewühle der Masken, und sehr beschäftigt mit seiner Begleiterinn. Mir war das Herz zum Zerspringen voll — meine Kniee zitterten, ohne Guiche's Unterstützung, der mich mehr trug als führte, wäre ich unfehlbar zusammengesunken. Das Hotel, wo wir uns befanden, und die Lage seiner Zimmer war mir wohl bekannt, die Thüre eines kleinen Seitencabinetts stand angelehnt, ich schritt darauf zu, ich öffnete es, es war leer — nun sank ich auf den nächsten Stuhl, und Guiche lag zu meinen Füßen.

Was wir uns gesagt, was wir empfunden, was ich geklagt und er mir betheuert — ich weiß es kaum, und weiß es doch so wohl — und fühle den Nachklang jedes Wortes in meinem Herzen, und sehe den Blick seiner Augen, und höre den Ton seiner Stimme überall. Erst nach einigen Minuten dachten wir daran, die Masken abzuthun. Ach! Unsere Seelen hatten sich erkannt, verstanden, die Züge des Gesichts kamen wenig in Betracht. Doch fand ich ihn sehr verändert, bläßer, eingefallen, und die Spuren der Schmer-

zen, die sein Körper und Geist ertragen, deutlich in den tiefern Linien des edlen Gesichts gezeichnet. So lange er an meiner Seite saß, meine Hand in seiner ruhte, ich die Verwüstung, die Narben derselben betrachtete, und die Thränen darüber nicht zurückhalten durfte; so lange wir uns zu erzählen, zu erklären hatten, wie uns Des Bardes unter der Maske der Freundschaft betrogen, mißbraucht, wie jedes mit der vermeinten Untreue des Andern geschreckt worden war, und wie endlich unsere treue Neigung siegend aus allem diesem Mißgeschick hervorgegangen war, da war ich selig. Ich hatte Alles um mich vergessen, ich sah nur den wiedergeschenkten Freund, und fühlte nur das Glück, daß er mir treu war und mich liebte. Aber allmählig gewann die Wirklichkeit wieder ihr Recht an uns. Der süße Taumel, der uns umstrickt hatte, sank vor der klaren Gegenwart. Ich erkannte die Gefahr, die uns drohte, wenn man uns beysammen fände; ich gedachte meines Gelöbnisses an den König, meiner Pflicht gegen Monsieur—ich sagte Guiche, daß wir uns trennen müßten, und ergriff die Larve wieder. Er folgte meinem Beyspiele, und both mir den Arm, um mich in den Saal zurückzuführen. Hoffet

nicht, sagte er, indem er sich ehrerbiethig ver=beugte, mit fester Stimme: Hoffet nicht, gnädig=ste Frau, daß ich Euch schon jetzt verlassen soll. Es war Euer Gemahl selbst, der Eure Hand in die meinige legte, nur ihm darf ich sie wieder übergeben, und so erlaubt mir, setzte er süßflü=sternd hinzu, indem er meinen Arm mit dem sei=nigen fester drückte, daß ich Euch geleiten darf, bis wir den Herzog finden.

Konnte ich ihm das versagen? War ich nicht gleichsam verpflichtet, bey dem Schützer zu blei=ben, dem Monsieur mich anvertraut?

Wir fanden diesen nicht sobald wieder, und koseten also noch eine Weile ungestört und etwas ruhiger. Er gestand mir, daß er mich im ersten Augenblick erkannt habe, wie sich ihm Monsieur mit mir genähert, und zwar — wer hätte hieran gedacht? an dem Jasminparfüm, den ich stets in den Haaren zu tragen pflege*). Ach der wah=ren Liebe ist nichts geringfügig!

Als wir Monsieur in einem Nebenzimmer mit andern Masken im Gespräch fanden, übergab mich mein Führer ihm mit tiefer Verbeugung, und entfernte sich. Monsieur fragte mich oben=

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

hin, ob ich meinen Begleiter erkannt hätte? Ich verneinte es, denn ich hatte erfahren, daß Guiche incognito in Paris war, und erst des Königs Genehmigung abwarten wollte, die sein Vater angesucht. Die Hoffnung, mich, wenn auch nur von Weitem und ohne mich zu sprechen, sehen zu können, hatte ihn vermocht, auf den Ball zu gehen, doch vermummt und ohne daß es Jemand wußte. Seine Schwester war nicht hier, ein falsches Gerücht und eine zufällige Ähnlichkeit hatten Monsieur irregeführt. Während der Nacht hielt sich der Kreuzritter meistens in meiner Nähe auf, und wagte es zuweilen, wenn er es ganz unbemerkt thun konnte, mir einige Worte zuzuflüstern.

So kam der Tag heran. Monsieur both mir zuletzt den Arm, führte mich eine Weile herum, und unterhielt mich mit allen kleinen Abentheuern und Neckereyen, welche er erfahren oder ausgeführt—des Kreuzritters wurde nicht mehr erwähnt. Monsieur schien ihn ganz arglos übersehen zu haben.

Nun weißt Du Alles. Noch zittert jede Nerve in mir, die Vergangenheit bebt in mir nach, und welche Zukunft steht mir bevor, wenn erst Monsieur und der König erfahren, daß Er in Paris ist?

Neun und dreyßigster Brief.

Dieselbe an Dieselbe.

Palais=Royal im April.

Will der Himmel, nach so langen Stürmen, mir wieder einmahl ein freundlicheres Antlitz zeigen? In der Natur regt sich der Frühling, die trüben Tage des Winters machen hellern, die langen Nächte heiterern Morgen, friedlichern Abenden Platz. So scheint es auch sich außer mir und in mir zu gestalten. Der Marschall von Grammont hat bald nach jenem Balle, der ein so wunderbares Erkennen herbeygeführt hatte, die Ehre gehabt, mit dem Könige zu sprechen, und ihm gestanden, daß sein Sohn aus Pohlen angekommen sey, es jedoch, nach dem Verboth, welches er vor zwey Jahren erhalten, ohne Sr. Majestät ausdrückliche, gnädige Erlaubniß nicht wagen werde, sich am Hofe zu zeigen, sondern un=

mittelbar nach den Bädern abzureisen entschlossen sey. Der König schien diese bescheidene Eröffnung huldreich aufzunehmen, er äußerte sich, das Vergangene sey vergangen, und er wäre so zufrieden mit der Art, wie Graf Guiche seine Pflichten in Pohlen erfüllt habe, daß er jener Mißverhältnisse vergessen, und dem Grafen erlauben wolle, bey Hof zu erscheinen. Nur zähle er darauf, Graf Guiche selbst werde sich zu bescheiden, und in den gehörigen Schranken zu halten wissen.

Der Marschall verkündete seinem Sohne mit großer Freude die Wiederkehr der völligen königlichen Gnade. Der König empfing Guiche mit freundlicher Auszeichnung, als ihn der Vater ihm vorstellte, und erkundigte sich theilnehmend sowohl nach seiner Gesundheit als nach seinen Wunden. Ein zweytes Mahl wurde er eigens berufen, um dem König mündlichen und ausführlichen Bericht über die Affairen, die in Pohlen statt gehabt, und besonders über die unglückliche letzte, die ihm bald das Leben gekostet, so wie über den Zustand der Dinge in jenem Lande überhaupt, zu erstatten. Auch dießmahl bezeigte ihm der König seine Zufriedenheit, und seitdem hat er sich schon öfters mit ihm unterhalten, und seine Ansichten und Meinungen gefordert. Wir können

bey dieser Lage der Dinge nicht vermeiden, uns zu sehen. Der König weiß und sieht es, Monsieur ebenfalls. Er behandelt den Grafen gleichgültig aber freundlich. In ihm ist eben diese Zuneigung so vielen andern ähnlichen nachgestorben, und der Widerwille, der sich vielleicht aus eifersüchtiger Besorgniß regen möchte, schweigt vor einer andern Rücksicht. Er nährt die Hoffnung, welche ihn vor ein Paar Wochen täuschte, jetzt bestimmt. Die Herzoginn von Valentinois soll wirklich nach Paris kommen, und Monsieur findet es seinem Vortheile bey der Schwester gemäß, den Bruder nicht zu hart zu behandeln. So gestaltet sich Alles freundlich. Wir sehen uns zwar nie allein, aber wir sehen uns doch nach so langer Abwesenheit wieder; wir sprechen stets in Gegenwart von Zeugen, die wenigstens zuhören können, wenn sie wollen, aber ich vernehme doch wieder den Klang dieser theuren Stimme, und die Übereinstimmung unserer Seelen, das süße Begegnen unserer Gedanken und Empfindungen auf halbem Wege, erfreut und beruhigt mein Herz wieder. Wir fordern nicht mehr. Für jene, die so gewaltsam und schmerzlich auseinander gerissen wurden, ist schon dieß Wenige viel! Und dürfte ich denn mehr wünschen? Ach jede zärtlichere

Annäherung streitet ja mit einer Pflicht, und jede kleine Unvorsichtigkeit könnte uns von neuem in das Irrsal von Mißverständnissen, Verfolgungen und Schmerzen stürzen, dem wir kaum entgangen sind, das ihm so viel gekostet hat! Nein, ich bin zufrieden, ich bin glücklich, und ich danke Gott inbrünstig für dieses stillgenügende, innigberuhigende Verhältniß. Mein Herz erhohlt sich von langen Stürmen, eine friedliche Heiterkeit umfängt mich, und jeder Blick auf den bescheidenen Freund läßt mich hoffen, daß auch er zufrieden ist, und daß unsere jetzige Stellung auch ihm genügt. O daß es nur lange so währte, und es mir gelänge, was ich schon öfters, wiewohl nicht mit vollem Erfolg, versucht habe, Guiche von dem gefährlichen Vorhaben abzuwenden, den falschen Des Vardes, wo und wenn er ihn immer trifft, zur Rede zu stellen! Das kann sehr ernsthaft werden; indessen will ich hoffen, daß es meinen Bitten gelingt, denn wir sind ja vereinigt, und Des Vardes gestraft. So mischt sich doch ein kleiner Tropfen Bitterkeit in mein Glück. Es ist eben ein irdisches. Lebe wohl!

Vierzigster Brief.

Die Gräfinn von Soissons an den Marquis Des Wardes.

Paris im Juny.

Wo bleibt Ihr? Was macht Ihr? Habt Ihr bereits alle Eure drohenden Entschlüsse und Vorsätze vergessen? Das Liebespaar ist beysammen, sie sehen sich oft, ungestört, unbeneidet. Monsieur ist wieder um die Valentinois beschäftigt, die ihn ganz beherrscht, und wie geschickt die schlaue Engländerinn den König zu gewinnen, die alte Schwäche für sie zu benutzen wußte, das habt Ihr zu Eurem Schaden erfahren. Wozu haben nun alle unsere Anstrengungen geführt? Sie sind vereinigt, und Ihr seyd verbannt. Von mir rede ich nicht mehr; ich habe jedem Versuche, den König zurückzuführen, entsagt. Wer könnte hier auf Treue rechnen, wo so viel Flattersinn herrscht,

der nirgends Widerstand zu finden fürchten, und ungehindert von einem Gegenstand zum andern eilen darf? Sie aber, sie, die zuerst mir sein Herz entzogen, hätte ich gern dafür bezahlt. Ich habe mich auf Euch verlassen, ich habe auf Euch gehofft. Was war es? Ihr laßt Euch von der Listigen in eine thörichte Leidenschaft verwickeln, die Euch endlich selbst stürzt.

Es heißt zwar, Madame hat dem König nochmahl ihr Wort gegeben, den Grafen nie mehr allein, ohne Zeugen zu sprechen. Wer wird so einfältig seyn, um zu glauben, daß sie es halten wird? Thut es der König dennoch, so ist das ein neuer Beweis von der Gewalt, die die Falsche, unter dem Scheine der Bescheidenheit und Arglosigkeit, über ihn wie über jeden zu üben versteht. Ist ihr doch selbst der welterfahrene Des Vardes unterlegen! So viel sage ich Euch nur, daß ich zuhören möchte, wenn sie und Guiche sich über Euch lustig machen, woran sie es nicht fehlen lassen werden, zumahl in ihren geheimen Zusammenkünften, die ich vernünftiger Weise voraussetzen muß.

Fällt Euch denn gar nichts mehr ein, um diesen Guiche wieder von Paris und ihr zu entfernen? Läßt sich Monsieur gar nicht mehr aufsta-

cheln? Ist der König jeder geheimen Zuträgerey, jeder kleinen Erfindung auf Kosten der Falschen unzugänglich? Sinnt einmahl nach, mir wird die Zeit gar so lange, wenn es nichts dergleichen zu mischen, zu reden, zu thun gibt.

Ein und vierzigster Brief.

Der Marquis Des Vardes an die Gräfinn von Soissons.

Chateauneuf im Juny.

Ich komme, sorgt nicht, Sie darf nicht glücklich seyn, das habe ich geschworen. Sie darf ihn nicht besitzen. Wie ich das ausführen werde, ist mir noch nicht klar. Auf die Art, welche Ihr meint, gewiß nicht! Glaubt Ihr denn, daß eine Rache, wie meine, für den Übermuth, mit welchem sie mich behandelt und geopfert hat, sich mit kleinlichen Verwickelungen der Intrigue begnügen, oder den langsamen Weg der Kabale gehen kann? Hier muß mehr geschehen, und schnell, und unwiederbringlich. Lebt wohl. Ihr hört bald von mir.

Zwey und vierzigster Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris im Juny.

Was habe ich Dir zu berichten, meine theure Freundinn! welches schreckliche Ereigniß, das eben so unerwartet als unbegreiflich, den ganzen Hof, ganz Paris betäubt hat, und gewiß auch in andern Ländern mit Erstaunen und Bedauern vernommen werden wird! Meine düstern Ahnungen haben mich nicht betrogen. Diejenige, welche mir stets wie unter dem dunkeln Schatten stehend erschien, der von jeher ihr Haus, das Haus der unglücklichen Stuarte, umnachtet hat, hat nun auch an sich den verderblichen Einfluß dieses Schicksals erfahren. Die liebenswürdigste, die edelste Fürstinn, unsere theure Henriette, ist nicht mehr. Plötzlich, unvorbereitet, wie von ei-

nem Blitze aus heiterm Himmel getroffen, sank sie dahin, und noch stehen wir Alle betäubt, vernichtet, neben der früh gewelkten Blume, und vermögen nicht zu fassen, was geschehen, noch viel weniger, wie es geschehen ist.

Spcter.

Ich habe zu schreiben aufhören müssen, um meinen aufs tiefste aufgeregten Geist zu sammeln. Ach! in meinen Jahren begegnet man einem solchen Sturm nicht mehr mit so kräftigem Muthe, wie in der Jugend! Alles bebte und zitterte noch in mir. Jetzt habe ich mich einiger Maßen gefaßt, und will es versuchen, Dir die Geschichte des entsetzlichen Tages mitzutheilen, wie ich sie von der allerunverwerflichsten Zeuginn, von Frau von la Fayette, selbst vernommen habe.

Gestern Morgens befand sich Madame noch völlig wohl. Sie beschäftigte sich wie gewöhnlich, hörte die Messe wie gewöhnlich, fuhr darauf spazieren, und forderte, als sie nach Hause kam, und sehr erhitzt war, Limonade zu trinken. Man brachte sie ihr, sie trank, und empfand bald darauf eine gewisse Schläfrigkeit, so daß sie nach Tische sich aufs Kanapeh legen mußte, weil sie dem Schlafe nicht widerstehen konnte.

Während dieses Schlafes sitzt Frau von la Fayette und eines ihrer Hoffräulein unfern von der Herzoginn. Sie schläft lange und fest, ein Paar Mahl blicken ihre Gesellschafterinnen hin nach ihr, und Frau von la Fayette sagte mir, sie sey innerlich erschrocken gewesen, über die Veränderung, die während dieses Schlafes in den Zügen der Prinzessinn vorgegangen war, und die ihr äußerst bedenklich geschienen *). Endlich erwacht sie, und fühlt sich matt und angegriffen. Schon seit langer Zeit pflegte sie bey solchen Übelkeiten, die sie zuweilen anwandelten, eine Art von Getränk, aus Cichorien mit Zucker zubereitet, zu nehmen, welches ihr jederzeit wohl bekam. Sie forderte es auch jetzt, und Frau von la Fayette, der auch den Tag über nicht ganz wohl gewesen war, bath gleichfalls um ein solches Wasser. Es wurde gebracht, Madame und Frau von la Fayette tranken, und gleich darauf fühlt sich die Herzoginn von so wüthenden Schmerzen im Leibe ergriffen, daß sie heftig an allen Gliedern zu zittern beginnt, und von den beyden Damen unterstützt, kaum das Sopha erreichen kann **). Hier nahmen die Schmerzen nun von

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

**) Ebendaselbst.

Viertelstunde zu Viertelstunde zu, und erregten in der Kranken und ihren Umgebungen den entsetzlichen Verdacht beygebrachten Giftes *).

Man sandte nach Ärzten, nach Monsieur, nach dem Könige, Alles erschien in der höchsten Bestürzung und Eile. Trotz allem dem, was die Prinzessinn von ihrem Leiden, von der Art desselben und ihrem Verdachte sagte, wollten die Ärzte nur ein heftiges, aber natürliches Übel, keine Folgen von Gift in demselben erkennen. Sie richteten die Mittel, die sie ihr reichten, die Hülfe, die sie für sie verordneten, in diesem Sinne ein **). Aber sie entsprachen ihren Hoffnungen und ihren Versicherungen nicht. Keine, auch nicht die geringste Linderung erfolgte.

Die Prinzessinn, stets ihres ganzen Geistes auch unter den unsäglichsten Schmerzen mächtig, sah ihrem nahen Tode mit Sicherheit, aber mit einer Ruhe entgegen, die Alle, welche sie umgaben, in Erstaunen setzte. Sie begehrte die letzten Tröstungen der Kirche, sprach lange und zur Bewunderung der Umstehenden, trotz der Schmerzen, die ihren Geist nicht zu besiegen vermochten,

---

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

**) Ebendaselbst.

mit ihrem Gemahl und dem Könige allein und leise, empfing dann die heiligen Sacramente mit der andächtigsten Sammlung, und gab wenig Stunden darauf ihren Geist auf *).

So endete plötzlich und auf die mitleidswertheste Art diese Frau ihr Leben, die, wenn man nur ihre äußern Verhältnisse im Gesicht hat, von Geburt, Natur und Schicksal zu dem glänzendsten Glücke bestimmt, und ihm im Schooße zu wohnen schien, und die dennoch vielleicht seit ihrer Kindheit nur wenig ganz heitere und kummerlose Tage gesehen hat. Noch bin ich nicht im Stande, so wenig als Jemand am Hofe oder in der Stadt, den ganzen Umfang, die Folgen, und vor allem die Ursachen dieser entsetzlichen Catastrophe einzusehen, ja vielmehr scheint ein sehr erklärbares Grauen Jedermann, vom Könige angefangen bis auf den letzten Pagen im Louvre, abzuhalten, hier tiefer zu forschen, oder sich furchtbaren Vermuthungen hinzugeben, die am Ende doch täuschen, und nur Unglückliche machen könnten. Man ist betäubt, wie ich Dir sagte. Ich bin es auch, bin es vielleicht mehr als Viele; denn ich habe in der Verstorbenen nicht bloß die hohe

*) S. Memoires de Madame de la Fayette.

Fürstinn, die Verwandte meines Monarchen geehrt, sondern die liebenswürdige, zartfühlende, und eben durch ihr Gefühl so wenig beglückte Frau herzlich in ihr geliebt, sie, die auch mir wohlwollte, und deren Huld ich oft erfahren.

Ich setze nichts mehr hinzu. Was könnte ich nach dem, was dieser Brief enthält, noch sagen! Auch werde ich Zeit brauchen, um recht zu begreifen, was geschehen ist, zu glauben, daß sie wirklich todt sey. Noch dünkt mich Alles wie ein schwerer Traum, den ich nicht ganz abzuschütteln vermögend bin, und immer ist mir, wenn ich nur recht erwachen könnte, so würde Alles eine vorübergegangene Täuschung seyn, und sie noch leben, und wir sie besitzen, wie vorher.

Ach ja! Ich werde erwachen. In meinem Alter ist jener letzte Schlaf nicht fern. Dann bricht der Tag an, dem keine Nacht mehr folgt, und dann bin ich auch wieder bey ihr, und sehe sie wieder.

Drey und vierzigster Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris im July.

Fünf Wochen sind vergangen, seit der Himmel einen der reinsten Geister, den er einst der Erde zugesendet, um sich hier durch schwere Prüfungen noch mehr zu läutern, wieder zurückgefordert hat, und wir die schöne Hülle desselben unter tausend Thränen und Schmerzen der mütterlichen Erde wieder gegeben haben. Noch aber hat sich für uns das Dunkel nicht gelichtet, das über diesem grauenvollen Ereignisse liegt; nur hier und dort bricht, wie ein schreckender Blitz, irgend eine seltsame Kunde, Bemerkung u. s. w. hervor, um schnell wieder zu verschwinden. Dennoch werden allmählig dieser Lichter mehr — ihre

vereinten Strahlen deuten auf Einen Punct. Aber wer dürfte so lieblos, so vermessen seyn, hier etwas aussprechen zu wollen!

Du kannst denken, daß gleich nach dem Tode der Prinzessinn die schärfsten Untersuchungen angestellt worden waren; denn im Widerspruche mit der Meinung der Ärzte, welche ihren Tod der schädlichen Wirkung der eisgekühlten Limonade zuschrieben, die die Prinzessinn hastig in der Hitze getrunken, blieb diese bis an ihren letzten Hauch fest bey der Behauptung, daß sie Gift bekommen, und daß dieses ihr entweder in der Limonade oder in dem Cichorien-Wasser — oder in beyden beygebracht worden sey. Ihre letzten Unterredungen mit ihrem Gemahl und dem Könige betrafen zum Theil diesen Gegenstand; dennoch weigerte sie sich auf das dringende Bitten beyder Prinzen standhaft, denjenigen zu bezeichnen, den sie für schuldig an ihrem Tode hielt, und erklärte sich, sie habe ihm, wer es auch immer seyn möge, als Christinn verziehen. Zum Theil mochte sie in diesen geheimen Gesprächen ihren Gemahl und Schwager von der Schuldlosigkeit ihres Verhältnisses zu dem Grafen Guiche zu überzeugen gesucht, und ihn ihrer Huld empfohlen haben. Er hat die Geliebte nicht mehr

gesehen. Die Nachricht von ihrer Gefahr und ihrem Tode traf ihn fast zugleich, und stürzte ihn in eine tödtliche Krankheit. Der König sowohl als der Herzog ließen sich während derselben stets huldvoll nach seinem Befinden erkundigen, und bezeigten ihm eine Aufmerksamkeit, die wohl zum Theil auf der Achtung für seine Verdienste beruhte, zum Theil aber wahrscheinlich die Folge jener Unterredung seiner verklärten Freundinn, das letzte Vermächtniß ihrer sorgenden Liebe, und der einzige Trost war, dessen sein zerrissenes Herz damahls empfänglich seyn konnte. Sobald er hergestellt war, eilte er dem Könige und Monsieur seine Aufwartung zu machen, und wurde sehr gnädig von Beyden empfangen. Seinen Vater freute dieß sehr; den jungen Mann aber schien es wenig zu berühren. Er war jetzt wirklich der unglückliche Tancred, dessen Schmerzen er in prophetischer Ahnung so wohl darzustellen verstanden hatte, und dessen Hoffnungen und Freuden jenseits wohnten.

Aus jenen Untersuchungen war wenig oder nichts Gewisses hervorgegangen. Der Page, der der Herzoginn die Limonade gebracht, war am zweyten Tage nach dem Tode der Prinzessinn, als eben jene Untersuchungen begannen, ver-

schwunden, und seitdem nicht mehr gesehen worden. Dieß, sagt man, beweise aber nicht gegen ihn; denn die Furcht vor dem Gefängniß, vielleicht der Folter, konnte den Knaben, der kaum dreyzehn Jahre alt ist, zur Flucht bewogen haben. Jenes Cichorien-Wasser mußte an sich nicht schädlich gewesen seyn, denn Frau von la Fayette hatte ebenfalls, und ohne die geringste üble Folge, davon getrunken. Der Umstand fiel auf, daß es der Prinzessinn in ihrem Mundbecher war gebracht worden, und daß dieser sich, als man nachsuchte, zerbrochen wieder fand.

Du siehst hieraus, es waren einzelne schwache Blitze, die kein Licht verbreiten, und fast nur die Dunkelheit fühlbarer und schwerer machen konnten, und so blieb es einige Zeit, als mit einmahl, und ohne daß man die Quelle errieth, aus der sie sich erhoben, sich allerley dumpfe Gerüchte zu verbreiten anfingen, ganz so, als übten die furchtbaren Schwestern, die Eumeniden, ihr unverjährtes Recht. Man fing an von dem Marquis Des Vardes zu sprechen, man nannte seinen Nahmen in Verbindung mit jenen Ereignissen, man erinnerte sich der schlauen Künste, womit er die Liebenden zu trennen gesucht, seiner unverkennbaren Leidenschaft für die Prinzessinn,

seiner Wuth über seine Verbannung; man wollte Schmähungen über den König, und Drohungen gehört haben, die er noch in den letzten Augenblicken vor seiner Abreise von Paris ausgestossen, und die auf den Wunsch deuteten, an der einst Angebetheten zu seiner Zeit Rache zu nehmen. Es gibt Leute, welche den Verbannten, wenig Tage vor dem Tode der Prinzessinn, in einer Verkleidung in Paris erblickt haben wollten. Jemand behauptete, ihn am Abend jenes Tages, in einen Mantel gehüllt, aus einer Hinterthüre des Hotel de Soissons schlüpfen gesehen zu haben. Es kam ans Licht, daß jener entflohene Edelknabe ein weitläufiger Anverwandter und Schützling der Gräfinn von Soissons ist, und daß Des Vardes früher von der Gräfinn, deren Verehrer er lange Zeit gewesen, mit einer Art von Aufsicht über dieses Kind beauftragt war. Alle diese Gerüchte, diese fernen, dunkeln Anzeichen beunruhigten den König, den Hof, ganz Paris. Nicht um einen Schuldigen zu finden, nein, um einem Verläumdeten Gelegenheit zu geben, seine Unschuld darzuthun, ließ der König Des Vardes nach Paris berufen. Er kam nicht. Man sandte nach Chateauneuf, man suchte ihn auf seinen

übrigen Gütern, er war nirgends zu treffen. Und dort, wo man die letzte Spur seiner Anwesenheit entdeckte, sagten seine Leute aus, daß er vor Kurzem abgereiset, und seinen Äußerungen nach, entschlossen gewesen sey, nach England zu gehen. Das erregte Aufsehen, der Verdacht wuchs, und der König gab nun Befehl, ernstliche Nachforschungen anzustellen, und in den Seehäfen die nöthigen Maßregeln zu ergreifen.

Guiche hatte längst alte Unbilden an Des Vardes zu rächen gehabt, und nur die Bitten seiner Freundinn hatten ihn, so lange sie lebte, von der Ausführung dieses Vorsatzes abgehalten. Die Gerüchte, welche auch ihm zu Ohren kamen, das verdächtige Verschwinden des Marquis rissen alle seine Wunden doppelt schmerzlich auf. Der Gedanke, daß ihm die Geliebte durch Mord, und durch Mord von welcher Hand? geraubt worden sey, brachte ihn zu neuer Verzweiflung, die den Schmerz des ersten Verlustes überstieg, und ihn zu wilder Thätigkeit und Entschließungen der Rache aufregte.

Kaum noch genesen, hat er sich nun aufgemacht, den Verschwundenen zu suchen, und ist gestern in der Nacht abgereiset, zum großen Schmerz

seiner Ältern, die ihn nicht abhalten konnten, sein gefährliches Unternehmen auszuführen. Wir Alle zittern für ihn, und wer weiß, was ich Dir für neues Unglück in meinem nächsten Briefe zu melden haben werde!

Vier und vierzigster Brief.

Der Graf von Guiche an seinen Vater, den Marschall von Grammont.

Brest im August.

Bis hierher bin ich der Spur gefolgt. Auf allen Schiffen ist Befehl gegeben, keinen Passagier aufzunehmen, nicht ohne Anzeige abzufahren. Zur See kann er mir nicht entgehen. Ich benütze des Königs Veranstaltung, der, seiner habhaft zu werden, überall die nöthigen Befehle hat ergehen lassen. Vielleicht ist er jenes ungeheuern Verbrechens nicht schuldig, dessen Verdacht durch so manches, was früher geschehen, durch die furchtbare Todesart derjenigen, die —— O Ihr versteht mich, Vater, wenn ich auch noch nicht fähig bin, meine Gedanken zu meistern, oder

E i n e n, den entsetzlichsten von allen, klar zu denken! Ich kann an Des Vardes gemuthmaßtes Verbrechen nicht glauben. Nein! Er ist schlecht, boshaft. Ich muß ihn strafen; aber kann denn ein Mensch leben, der S i e hätte morden wollen? Es ist nicht möglich!

Rechenschaft will ich von ihm fordern für so viel andern Schmerz, den er i h r zugefügt, für die niederträchtigen Lügen, durch welche er uns getrennt, und sie unglücklich gemacht hatte. Denn sie hat mich geliebt! Ja, mein Vater, sie hat mich geliebt! Innig, treu und rein, rein wie die Engel, deren Gespielinn sie jetzt ist, deren Chor sie schmückt.

Fürchtet nicht, daß die Schwäche, welche der Krankheitsanfall in mir zurückgelassen hat, mich vielleicht meinem Feinde unterliegen mache. Mein Haß, ihr Andenken wird mich kräftigen, und meine Linke ist nun durch längere Übung eben so geschickt, den Degen zu führen, wie früher meine Rechte. Ich darf mich darauf verlassen.

Ihr hört bald wieder von mir, mein Vater, oder Ihr hört nie mehr von mir. Nehmt meine heilige Versicherung, daß die Furcht, Euch so großen Schmerz zu verursachen, es über meine

Sehnsucht, mit Ihr vereinigt zu werden, davon tragen soll! Ich will mich schonen, ich will leben — für Euch, für meine gute Mutter. Das Weitere bleibe dem Himmel anheim gestellt. Lebt wohl!

Fünf und vierzigster Brief.

Fräulein von Scüdery an Frau von Montbazon.

Paris, im August.

Meine düstern Besorgnisse haben sich bewährt, das Schicksal unseres liebenden Paares naht seinem Ende. Gestern ist Graf Guiche schwer verwundet und in langsamen Tagemärschen von Brest hier angelangt. In dieser Stadt, wohin er seinen Feind verfolgte, hat er ihn auch, eben im Begriffe, sich nach England einzuschiffen, gefunden. Die Befehle des Königs, die Signalements Des Vardes, kamen ihm hierbey sehr zu Statten. Guiche stellte den Gegner zur Rede, der sich mit großem Trotze betragen, und Alles abgeläugnet haben soll. Hierauf forderte ihn Guiche, und sie schlugen sich mit unglaublicher Erbitterung. Endlich fiel Des Vardes. Ob er gestanden, weiß man nicht.

Auch sein Gegner ist in sehr bedenklichen Umständen. Man hat ihn mit großer Sorgfalt hieher zu seinen bekümmerten Ältern gebracht. Er lebt, allein die Ärzte geben nicht viel Hoffnung, so geduldig er auch unter geistigen und körperlichen Leiden sich Allem unterwirft, was sie verordnen, um ein Leben zu erhalten, das für ihn keinen Werth mehr hat, und in welchem er nur den Wunsch seiner Ältern schont, die den Verlust des geliebten Sohnes nicht ertragen können.

Wir, meine Freundinn, können ihm dieß Leben nicht wünschen. Hiernieden, so wie ich sein Gemüth seit Jahren beobachtet habe und zu kennen glaube, blühen keine Freuden mehr für ihn, und selbst, wenn ihm die Geliebte nicht auf so furchtbare Art entrissen worden wäre, hätte ein längeres Zusammenseyn sie und ihn unfehlbar neuen Stürmen ausgesetzt. Diese hat ihr Tod abgelenkt, und nun will ich hoffen, daß der Himmel den Vereinzelten ihr bald in ein besseres Leben nachführen, und ihnen dort das Glück in dem Frieden geben wird, den diese Welt ihnen grausam verweigert hat.

